

IN DIE FREIHEIT ENTLASSEN?

Ein Erfahrungsbericht
über
Indien und Pakistan 1947

von

Peter Leighton-Langer
Captain (honorary), Royal Artillery
attached Royal Indian Artillery

Copyright 2001

Anmerkung zur Veröffentlichung:

Der Autor hat am 18. Juli 2000 im Rahmen des Pakistan-Arbeitskreis des Südasiens-Instituts der Universität Heidelberg aus seinen Aufzeichnungen vorgetragen. Er hat diese Aufzeichnungen im Jahr 2001 per Computer niedergeschrieben und mir im Jahr 2003 einen Ausdruck für die Bibliothek des Südasiens-Instituts der Universität Heidelberg zur Archivierung übergeben. Später erhielt ich die Nachschrift, die er als Reaktion auf die Terrorakte vom 11. September 2001 verfasst hatte. Er starb am 10. Mai 2007 in Bensheim. Nachdem keine elektronische Fassungen auffindbar war, habe ich den Bericht und die Nachschriften im Mai/Juni 2008 mit OmniPage 4.0 eingescannt, in WordPerfect 11 bearbeitet und als PDF-Datei abgespeichert. Im Zweifelsfall ist das Original heranzuziehen. Die Paginierung hat sich dadurch geändert. Alle Schreibweisen wurden beibehalten, offenkundige Schreibfehler wurden korrigiert. Die Veröffentlichung in der virtuellen Datenbank für Südasiens, Savifa, verdanken das Südasiens-Institut und die Universitätsbibliothek der Universität Heidelberg der freundlichen Genehmigung der Witwe des Autors, Frau Renate M. Leighton.

Heidelberg, im August 2008,

Wolfgang-Peter Zingel

Denen, die mit mir dabei waren

Subedar Mukhand Ram

Jemadar Babu Ram

Ram Narain,

der mein Bearer war

**und den Soldaten
des Nowshera Detachments
des 8. Feldartillerie-Regiments,
königlich indische Artillerie.**

Teil I

Meine eigenen Erinnerungen

Vorwort

Was ich hier beschreibe, geschah 1947, als ich vierundzwanzig Jahre alt war. Heute, da ich diese Geschichte in meinen Computer eintippe, zählen wir das Jahr 2001 und ich bin siebenundsiebzig, werde bald achtundsiebzig sein. Diese Geschichte wäre also nicht sehr verlässlich, wenn ich mich nur auf mein Gedächtnis verlassen könnte. Fast vierundfünfzig Jahre sind eine lange Zeit und wie das bei Menschen so ist, mein Gedächtnis ist auch nicht mehr, was es einmal war.

Aber ich war immer schon ein methodischer Mensch und für die Beschreibung der nun folgenden Geschehnisse stehen mir außer meinem Gedächtnis zwei Gruppen von Aufzeichnungen zur Verfügung. Erstens habe ich vom 7. September 1947, nach Beginn der ärgsten Unruhen in Nauschira, bis zum 24. jenes Monats ein „war diary“ – ein Kriegstagebuch – geführt, und zweitens habe ich schon zu einem früheren Zeitpunkt, da die ganzen Vorkommnisse noch frischer in meinem Gedächtnis waren, damit angefangen, eine Aufzeichnung zu Papier zu bringen.

Das Kriegstagebuch habe ich damals Tag für Tag, manchmal Stunde um Stunde geschrieben. Obwohl es zur Zeit ein offizielles Dokument war - ich habe es auf Army Form C-2118 verfaßt – blieb es nach meiner Rückkehr nach England in meinem Besitz., weil sich keine mir übergeordnete Stelle dafür interessierte. Es besteht aus dreizehn, mit Bleistift beschriebenen grauen Seiten, jede bedruckt mit dem Hinweis „Instructions regarding War Diaries and Intelligence Summaries are contained in F.S.Reg. voll. Titled pages will be prepared in manuscript.“ (Instruktionen über die Ausfertigung, von Kriegstagebüchern und Erkundungsberichten sind in den Felddienstregeln, Band 1, enthalten. Die überschriebenen Seiten sind handschriftlich auszufertigen.) Die Seiten sind dann in Rubriken aufgeteilt, jeweils drei unter den Titeln „Hour, Date, Place“, „Summary of events and information“ und „Remarks and references to appendices“.

Die Tagebuchseiten sind durchwegs in meiner eigenen Handschrift, außer dort wo sie von Zeugen unterschrieben sind. Der Inhalt der ersten beiden Rubriken ist immer auf Englisch in normaler Langschrift geschrieben, für den Inhalt der dritten Rubrik habe ich mich aber manchmal auch, sozusagen als Geheimsprache, des Deutschen und meiner persönlichen Abart der Deutschen Einheitskurzschrift bedient.

Die Niederschrift meines ersten Versuchs, diese Geschichte zu erzählen, kann ich nicht genau datieren. Es muß aber in den frühen 60er-Jahren gewesen sein, denn ich habe es teilweise auf der Rückseite von Warenlisten der Firma Tesco geschrieben, für die ich zwischen 1962 und '64 gearbeitet habe. Es war also auch schon siebzehn bis zwanzig Jahre nachdem diese Ereignisse stattgefunden hatten, trotzdem aber scheinen gewisse Einzelheiten bis dahin frisch in meinem Gedächtnis verblieben zu sein. Ohne dieses Manuskript würde ich mich an sie nicht mehr erinnern. Durch das Durchlesen des damaligen Berichts erinnere ich mich aber wieder an sie, manchmal sogar auf das lebhafteste. Manchmal allerdings ist es für mich auch recht schwierig,, gewisse Vorgänge in meine Erinnerung zurück zu rufen. Das gilt nicht für die aufregendsten Momente. Die sind weiterhin klar in meinem Gedächtnis und ich muß nur die Augen schließen um die damaligen Szenen deutlich vor mir zu sehen. Manchmal aber habe ich Schwierigkeiten mit den dazwischenliegenden Perioden und vor allem ist mir der zeitliche Ablauf dort, wo er nicht durch Eintragungen im Kriegstagebuch gestützt ist, manchmal nicht ganz klar.

Beide, das Kriegstagebuch und meine erste Erzählung über die damaligen Ereignisse sind auf Englisch. Sie befinden sich im Appendix [Diese Bemerkung bezieht sich auf die nicht mehr auffindbare Originalfassung. Anmerkung des Herausgebers].

Mein persönlicher Hintergrund

Obwohl ich bei weitem nicht der einzige bin, der als Deutscher oder Österreicher, als sogenannter Feindausländer also, 1947 als Offizier der britischen oder der indischen Armee, bei der Geburt der beiden Staaten, Indien und Pakistan, aus Britisch Indien, zugegen war, so scheint es doch, daß ich der einzige bin, der heute in Deutschland lebt und von seinen Erfahrungen damals, als unparteiischer Zeuge der damaligen Ereignisse auf Deutsch berichten kann. Da es aber möglicherweise den heutigen Leser verwundern könnte, daß ein junger Wiener zu jener Zeit an der Nordwestgrenze Indiens in der indischen Armee in verantwortlicher Position gedient hat, wäre es vermutlich angebracht, darüber zu berichten, wie es war, daß ich nicht nur dabei war, sondern auch einiges erlebt habe, das, wie ich denke, erzählenswert ist und mich bis heute prägt.

Ich bin 1923 in Wien zur Welt gekommen. Nachdem ich von dort als Fünfzehnjähriger vor den Nazis geflohen war, kam ich 1938 nach England. Bis dahin hatte ich die Schule besucht, das Elisabethgymnasium und hatte Latein und Griechisch gelernt. Mein Vater, Wirklicher Hofrat¹ im Finanzministerium, war als Jude geboren und bei seiner Hochzeit mit meiner Mutter zum Katholizismus übergetreten, weil nach dem damals geltenden, österreichischem Recht eine Ehe zwischen einem Christen und jemandem, der eben kein Christ war, rechtlich ungültig gewesen wäre. Da aber der Vater meiner Mutter, mein Großvater also, 1884 bei der Hochzeit mit meiner Großmutter genau das Gleiche getan hatte, wurde ich, trotz liegender Taufe und katholischer Erziehung, von den Nazis, nachdem sie die Macht übernommen hatten, zum Volljuden erklärt und als solcher nach den sogenannten Nürnberger Gesetzen behandelt.

Ich habe es ausschließlich meinen Eltern zu verdanken, daß ich damals aus Österreich herausgekommen bin. Sie haben alle Hebel in Bewegung gesetzt, um mich hinauszukriegen, sie selbst aber sind dort geblieben. Mein Vater wurde schrittweise erniedrigt und geschmäht. Beide Eltern mussten zwei Jahre lang bei der Wiener Müllabfuhr arbeiten und dann wurden sie in das Konzentrationslager Theresienstadt gebracht, mein Vater Ende 1944 nach Auschwitz. Seither fehlt von ihm jede Spur. Er wurde 1945 für tot erklärt. Er hat Alles, was die Nazis sich für Leute, wie ihn, ausdenken konnten, voll erlitten.

Meine Mutter überlebte Theresienstadt. Die Russen brachten sie gemeinsam mit den andern Überlebenden im Juni 1945 per Güterzug nach Wien zurück. Dort fand sie, daß ihre Mutter, meine Großmutter, am Tag vorher des Hungertodes gestorben war. Sie selbst überlebte bis 1952, Dann starb sie – in England – an einem Herzleiden, das der Aufenthalt im Konzentrationslager verursacht hatte.

Ich kam nach England um auf englischen Bauernhöfen etwas über die Landwirtschaft zu lernen, denn es war geplant, daß ich, nachdem ich mir die nötigen Fertigkeiten angeeignet hatte, nach Australien gehen sollte um dort Schafe zu hüten. Für meine Mutter war die Idee, daß ihr

¹ Das Wort "Wirklich" war Teil seines Titels.

geliebter, einziger Sohn nun ein „agricultural trainee“ werden sollte, entsetzlich. Sie erkannte, daß diese Stellenbezeichnung nur eine Umschreibung für das Wort „Bauernbub“ oder vielleicht gar für „Knecht“ sei. In Österreich war ja ein Knecht auf dem Hof der letzte Dreck und meine Mutter litt sehr darunter, daß mir so ein Schicksal blühte. Meiner Mutter unbekannt und zu meinem Glück aber hat die Landwirtschaft in England ein ganz anderes Ansehen und es war dort schon seit Jahrhunderten so, daß der Landwirt, der Farmer, sozial bedeutend höher angesiedelt ist, als der Bauer auf dem europäischen Festland und besonders in Österreich. Nichtsdestoweniger war die Arbeit, die ich dort verrichten mußte, sowohl schwer, wie auch dreckig.

Sobald ich achtzehn war – am 3. August 1941, meinem Geburtstag – meldete ich mich freiwillig, zum Dienst in der britischen Armee und einige Monate später wurde ich, wie alle Deutschen und Österreicher, die zu jener Zeit dort dienten, einer Ausländerkompanie im Pioneer Corps – einer Art Arbeitskorps – zugewiesen. Ein paar Jahre danach fanden die sonst recht einseitig denkenden Menschen im Kriegsministerium heraus, daß wir, trotz unserer deutschen Staatsbürgerschaft, bei den Briten dienten, weil wir Hitler nicht mochten, und daß auf uns bedeutend mehr Verlaß war, als auf so manches ausländische Gesindel, dem man sofort nach seiner Ankunft im Vereinigten Königreich die britische Uniform und Waffen anvertraut hatte, und so wurde auch uns 1943 erlaubt in sogenannte „kämpfende“ Einheiten überzuwechseln. Ich kam in die Artillerie, wurde 1944 Offizier und meldete mich zum Dienst in Italien. Aus Gründen, die ich an anderer Stelle² erklärt habe, schickte man mich jedoch nach Indien, das schließlich auch mit „I“ beginnt. Dort ging ich im Januar 1945 in Bombay an Land.

Als Leutnant kam ich in eine mittelschwere Batterie der königlich indischen Artillerie (RIA). Das Hauptquartier und eine Halbbatterie mit vier Geschützen lagen in Peschauer, der Hauptstadt der Nordwest-Grenzprovinz, während die anderen vier Geschütze in Razmak, einer enormen befestigten Garnison in Waziristan, stationiert waren. Mehr durch Zufall als wegen meiner Verdienste, wurde ich verhältnismäßig rasch zum Hauptmann befördert und übernahm das Kommando der in Razmak liegenden und als 'A' Troop, 201 Independent Medium Battery, RIA, bekannten Halbbatterie, die mit vier 5,5 Zoll Haubitzen ausgerüstet war und aus 96 verwegenen aussehenden Radschput Soldaten und drei Offizieren bestand.

Hier wäre es angebracht zu erwähnen, daß zu jener Zeit außer mir zwei weitere deutsche, bzw. österreichische Offiziere in Razmak dienten. Leutnant Adler aus irgendwo in Deutschland fungierte als Nachrichtenoffizier des 28. Gebirgsartillerieregiments, während Captain Maxwell – ursprünglicher Name unbekannt – aus Wien Adjutant eines Bataillons des 17. Balutsch Regiments war.

Ende 1946 wurde 201 Battery von der Grenze abgezogen und im Rahmen dieser Umstellung wurde ich zum 8th Field Regiment, RIA. versetzt. Dieses lagerte in Nauschira,³ einer strategisch nicht unwichtigen Stadt östlich von Peschauer. Dort übernahm ich das Amt des „Battery

² Peter Leighton Langer, „X steht für unbekannt“, Berlin Arno Spitz GmbH. 1999.

³ Auf Englisch wird der Name Nowshera geschrieben. Ich sehe keinen Grund, es auch auf Deutsch so zu schreiben, es wird ja in beiden Sprachen Nauschira ausgesprochen. Natürlich werde ich, wenn der Name ein Teil einer englischen Bezeichnung ist, die englische Schreibweise verwenden.

Captain”, des Hauptmanns in der Kommandozentrale und stellvertretenden Kommandanten der 19. Batterie.

Zu jener Zeit bestand das 8. Regiment aus drei Batterien, der 19., der 20. und der 21. Wir waren bereits auf Friedensbasis. Das heißt, das Regiment hatte nur eine aktive Batterie, eben die 19. Diese hatte ihr volles Komplement an Mannschaft und Offizieren. Die 20. hatte den Geschütz- und Fahrzeugpark einer aktiven Batterie, aber nur so viel Leute um das alles instand zu halten. Die 21. hatte alles eingemottet und was ihr Personal betraf, so hatte sie einen Kommandanten und zwei oder drei Leutchen, die für Alles verantwortlich waren. Das Regimentshauptquartier war nicht vollständig, aber funktionsfähig. Insgesamt hatte das Regiment etwa 240 Mann, Offiziere, vizekönigliche Offiziere und Mannschaft. Wir waren eine national einheitliche Truppe. Die Mannschaft bestand ausschließlich aus Ahiren, Hindu Bauern aus der Zentralprovinz. Heute heißt das Madhya Pradesh. Der Chef des Regiments, zwei Majore und zwei Hauptleute, von denen ich einer war, waren Europäer, drei Hauptleute und alle andern Offiziere waren Inder. Der rangälteste indische Offizier, der Hauptmann-Quartiermeister war ein Muslim, alle andern waren Hindus oder Sikhs. Der Quartiermeister war der einzige, der aus der Mannschaft hervorgegangen war, alle andern indischen Offiziere waren, so wie die Europäer, aufgrund ihrer höheren Bildung in den Offiziersstand berufen worden.

Die vizeköniglichen Offiziere dagegen waren aus der Mannschaft hervorgegangen. Der vizekönigliche Offizier (VCO) ist eine Institution, die es nur in Indien gab. Als nach der großen Meuterei 1857 die Regimenter der indischen Armee neu formiert wurden, waren sie dem Kommando britischer Offiziere unterstellt. Diese erhielten das normale britische Offizierspatent, 'the Queen's commission'. Ihre Ränge waren die der britischen Armee. Das heißt, sie stiegen auf vom Second Lieutenant zum Field Marshal. Bis nach dem ersten Weltkrieg gab es für den normalen Inder praktisch keine Möglichkeit eine – nunmehr King's – commission zu erhalten. Ausnahmen gab es nur für Familienmitglieder indischer Fürsten und andere Leute aus ähnlich hochrangigen Familien.

Um aber auch gewöhnlichen Menschen die Möglichkeit zu geben, das Ansehen und die soziale Stellung eines Offiziers zu erreichen, wurde schon frühzeitig eine Aufwertung der oberen Ränge der Unteroffiziere durchgeführt. Sie wurden zu 'Viceroy-commissioned officers' ernannt.

In seiner Funktion entsprach der VCO ungefähr dem 'Warrant Officer' in der britischen, dem Spieß in der deutschen Armee. Anders als diese aber galten die VCOs als Offiziere. Sie trugen Offiziersuniformen, aber während im ersten Weltkrieg die Uniform der King's commissioned insoweit modifiziert wurde, daß sie Hemd und Krawatte tragen durften, behielten die VCOs die Tunika mit hochgeschlossenem Kragen. Sie waren zum Salut berechtigt, ein Privileg, das in der britischen Armee den Offizieren vorbehalten ist, und im Gespräch wurden sie wie Offiziere mit „Sahib“ titulierte. Auch hatten sie das Privileg ihrer eigenen Kasinos. Unter ihnen gab es drei Ränge, den Jemadar mit einem und den Subedar mit drei Sternen auf den Epauletten, während der Subedar Major, eine Krone als Rangabzeichen trug. Somit sollte der Jemadar dem Leutnant, der Subedar dem Hauptmann und der Subedar Major dem Major, wenn nicht gleichgestellt, so doch gleich geehrt werden. Es klingt kompliziert, aber es klappte und alle, Offiziere und VCOs, wußten genau, was sie tun konnten und wer wem was zu sagen hatte.

Meines Erachtens könnte man sagen, daß die VCOs auch im zweiten Weltkrieg, schon ein

Überbleibsel aus vergangenen Zeiten gewesen waren, denn es gab ja bereits seit etlichen Jahren Inder, die die King's commission hatten, in immer größerer Anzahl. Mit der Indianisierung des Offizierskorps war schon nach dem ersten Weltkrieg begonnen worden. Die Inder aber, die die King's commission erhielten, waren Männer guter Bildung, ihren britischen Kollegen in der Art der Erziehung und Bildung ähnlich. Sie kamen in die Offizierslaufbahn direkt von den Universitäten oder über die besonderen Offiziersschulen und nicht durch Beförderung aus den unteren Rängen. Daß diese Art der Erziehung viel häufiger bei den Hindus und Sikhs zu finden war, als bei den Muslimen, war eigentlich nicht sehr stark aufgefallen. Daher erhielten auch viel mehr Hindus und Sikhs die Kings commission als das bei Muslimen der Fall war.

Es mag sein, daß man sich auf höchster Ebene dieser Tatsache gar nicht bewußt war. Die Religionszugehörigkeit des Einzelnen war ja in Britisch Indien unerheblich und ich bin sogar ziemlich überzeugt davon, daß es keine Statistiken über die Zugehörigkeit des Offizierskorps zu den verschiedenen Religionen gab.

Die indischen Offiziere des 8. Regiments jedenfalls waren fast alle Hindus und Sikhs.

Bewaffnet war das Regiment mit 24 18-Pfünder Geschütz-Haubitzen, etwas veralteten Geschützen, sowie mit den üblichen persönlichen Waffen, Lee-Enfield Gewehren für die Mannschaft und Smith & Wesson Pistolen für die Offiziere. Wir hatten auch einige leichte Maschinengewehre und Maschinenpistolen. Zur Zeit meiner Ankunft war niemand im Besitz von scharfer Munition. Die war im Magazin unter der strengen Aufsicht des Quartiermeisters und wurde nur für Schießübungen, die selten vorkamen, ausgegeben.

Colonel Ryan war unser Regimentschef. Ein indisches, wie auch ein britisches Artillerieregiment besteht aus drei Batterien, die bei voller Stärke jede einem Major unterstellt sind. Das Regiment aber hat einen Oberst-Leutnant als Chef. Dieser wird normalerweise mit „Colonel“ (Oberst) tituliert. Sein Stellvertreter ist ein vierter Major.

Colonel Ryan war ein Berufssoldat, ein „Regular“. Für mich und die meisten meiner Kollegen war er ein alter Herr, obwohl er wahrscheinlich noch in seinen Dreißiger gewesen sein dürfte. Unter uns nannten wir ihn auch so, „the Old Man“. Seine Ansichten erschienen uns wie aus dem vorhergegangenen Jahrhundert. Nichtsdestoweniger bin ich heute dankbar, denn er bestand darauf, daß man sich pingelig genau an die Dienstvorschriften hielt, sich als Gentleman benahm und die eigene Ehre als etwas besonderes darstellte. Es war eine gute Schule, bei ihm zu dienen. Die folgende Geschichte zeigt besser als alles andere, was für eine Art Mensch er war:

Während des Krieges war allen Angehörigen der Streitkräfte das Tragen von Zivilkleidung strikt verboten. Nach Ende der Feindseligkeiten aber wurde dieses Verbot Schritt für Schritt gelindert und eines Tages, irgendwann im Frühjahr 1947 erschien eine Verordnung, die es den Vorsitzenden der diversen Kasinos erlaubte, das Tragen von Zivilkleidung in ihren Kasinos zu genehmigen. Am folgenden Tag baten die jüngeren Offiziere Major Robinson, den Stellvertreter des Chefs, der auch als Sprecher des Offizierskaders fungierte, den Chef zu fragen, wie er sich dazu verhalten wolle. Uns schwebte vor, er würde erlauben, daß wir das Kasino in ganz normaler Kleidung betreten. Allerdings sollte man erklären, daß die Europäer unter uns zu jener Zeit nicht immer besonders gut gekleidet waren. Man könnte sogar sagen, daß die wenigen Zivilkleider, die wir hatten, ziemlich zerlumpt waren. Einige der Inder aber hatten auch sehr schöne Sachen

dabei und mit ihren farbigen Turbanen und bequemen Trachten sahen sie recht gut aus.

Jedenfalls, Robbie ging zum Chef und bat ihn um seine Erlaubnis.

„Selbstverständlich“ sagte Colonel Ryan. „Ich habe überhaupt nichts dagegen, wenn die Herren beim Dinner in Zivil erscheinen wollen. Natürlich erwarte ich dann aber, daß die Herren Smoking und schwarze Fliegen tragen.“ Nach einiger Überlegung fügte er hinzu: „Aber ich denke, es ist doch jetzt recht warm. Da könnte ich auch auf den Smoking verzichten. Dann aber gilt selbstverständlich weißes Hemd und schwarze Binde.“

Die Herren Offiziere des 8. Regiments machten von dieser Erlaubnis keinen Gebrauch.

Als Chef war Colonel Ryan recht unnahbar. Er war wirklich ein wenig, wie ein Lehrer mit seinen Schülern. Wir waren seine Klasse, er passte auf, daß wir keinen Unsinn machten und daß wir uns nach den Schulregeln benahmen. Wenn wir über die Stränge schlugen, was bei jungen Männern ja nicht unbekannt ist, so bekundete er seine Mißbilligung nur dann, wenn er besonders darüber informiert wurde. Er bemühte sich nicht sonderlich, alles was vorging zu wissen. Im Kasino war es selten, daß ein Offizier unter dem Rang eines Majors von ihm angesprochen wurde. Ausnahmen waren der Adjutant und ein Hauptmann, der im Zivilberuf Professor an der Universität eines der unabhängigen indischen Fürstentümer war.

Als Battery Captain war ich vor allem mit der Administration der Batterie betraut, mußte aber jederzeit bereit sein für den Batteriekommandanten, Major Bryden, einzuspringen. Das war zwar interessant und auch verantwortungsvoll, füllte aber meinen Tag nicht aus.

Nauschira liegt an einer Stelle wo sich der Kabulfluß dem südlichen Randgebirge der Ebene von Peschauer annähert. Die Fußhügeln dieses Gebirges sind fast unbewohnt und unfruchtbar und somit ein ideales Gelände für einen Schießplatz. Alle Kaliber der Artillerie konnten sich dort nach Belieben austoben. Dementsprechend lagen auch in diesem, 'the Nowshera Ranges' genannten Gebiet jede Menge nicht explodierter Geschosse herum, weswegen man beschloß, daß es an der Zeit wäre diese zu beseitigen. Dazu brauchte man natürlich einen Offizier und so wurde ich nebenbei auch 'Range Officer', dessen Aufgabe es war, die ganzen gefährlichen Überreste früherer Schießübungen an Ort und Stelle zur Explosion zu bringen, was mir unter Zuhilfenahme großer Mengen von Schießwollpulver auch gelang. Es war nicht ganz ungefährlich und machte viel Krach, war aber eine ganz amüsante Beschäftigung, die mich einige Monate davon abhielt, mich zu langweilen.

Dort hatten Schießübungen mit Waffen aller Kaliber bis zu 7,2 Zoll Haubitzen stattgefunden und es war meine Aufgabe gewesen, für die Sicherheit der Anwohner und des Personals zu sorgen. Dies beinhaltete natürlich auch die Errichtung von Warnzeichen an allen Wegen, weswegen ich mich am Ende dort recht gut auskannte. Auch war es meine Aufgabe alle Blindgänger, von denen es immer eine überraschende Menge gab, zu zerstören. Diese beiden Aufgaben brachten mich häufig in direkten Kontakt mit den Dorfbewohnern in der Gegend, die sowohl beim Aufstellen von Warnschildern, wie auch beim Einsammeln von Blindgängern eifrigst mithalfen.

Die Leute, die diese Arbeiten ausführten, rekrutierten sich aus den ärmeren Schichten. Mein Kontakt zu ihnen war daher immer nur auf der Basis gemeinsamer Arbeit. Doch wurde ich auch

das eine oder das andere Mal von den Dorf-Ältesten angesprochen und eine besondere Gelegenheit bleibt mir speziell in Erinnerung. Was der genaue Anlaß war, kann ich mich jetzt nicht mehr erinnern, doch war ich einmal ins Haus eines dieser Leute zu einem Mahl eingeladen.

Zum festgesetzten Zeitpunkt erschienen vor der Türe meines Bungalows zwei junge Männer, von denen einer ein wenig Englisch konnte. Sie luden mich ein, mit ihnen zu kommen. Sie waren im normalen Stil der Pathanen gekleidet, das heißt, sie trugen über den weiten Padschama Hosen ein loses Hemd, darüber eine farbige Weste, Gürtel und mit Patronen gespickte Banderolen. Die obligatorischen Messer steckten in den Gürteln und an ihren Köpfen trugen sie den Pathan Turban, spitze Stroh-Fese mit einem langen Tuch umwickelt. An den Füßen hatten sie aus Stroh gefertigte Tschaplis. Zweifelsohne mir zu Ehren war alles frisch gewaschen. Ihre Gewehre hatten sie natürlich auch dabei.

Ihr Gari⁴ war festlich gedeckt und so fuhren wir los, der englisch-sprechende junge Mann und ich auf dem nach hinten gewandten Rücksitz, der andere auf dem Bock. Es ging ziemlich schnell zu dem nicht in allzu weiter Ferne gelegenen Dorf. Allerdings war es nur ein Stück über gute Straßen, dann ging es auf einem Feldweg, durch gute ein Flußbett und dann über Stock und Stein, bis wir nach ungefähr einer Stunde das Dorf erreichten. Am Dorfeingang erwartete uns dessen männliche Jugend, die uns unter viel Geschrei zum größten Haus des Dorfes begleitete. Dort war man zu meinem Empfang bereit.

Der Dorf-Älteste war ein stattlicher Mann, der seine Würde nicht wegen seines Alters, sondern wegen seiner sozialen Stellung trug. Die Verständigung zwischen uns war schwierig. Er konnte nur ein paar englische Worte und nicht viel mehr Urdu. Ich dagegen konnte in Paschtu nur die Grußformel „Starremasche“, worüber man sich sehr freute, aber obwohl ich einmal für mein Bestehen einer Urdu-Prüfung einhundert Rupien erhalten hatte, waren meine Urdu-Kenntnisse einer Gelegenheit dieser Art auch nicht gewachsen. Also bemühten wir den jungen Mann, der mich abgeholt hatte als Dolmetscher und wenn der auch nicht weiterkonnte, was häufig der Fall war, so sagte jeder von uns, was er sagen wollte, in der Sprache, in der es ihm besten erschien, begleitete dies mit heftigen Gebärden mit den Händen, dem Kopf und auch dem ganzen Körper und wurde verstanden, oder auch nicht.

Da ich in meiner früheren Jugend eifrig Karl May gelesen hatte, hielt ich mich an was Kara ben Nemsi getan hätte und siehe, es klappte! Mein Gegenüber benahm sich wirklich wie der Scheik „im wilden Kurdistan“.

Nach einer Weile, in der wir einander sichtlich hoch schätzten und uns auch immer wieder gegenseitig dieser Hochschätzung versicherten, ging es zum Essen. Für mich hatte man einen Sessel bereit gestellt, wahrscheinlich den einzigen im Dorf. Alle andern, einschließlich meines Gastgebers, saßen auf dem Fußboden. Da das Essen auch auf den Boden gestellt wurde, war es für alle andern bedeutend leichter als für mich an das Essen heranzukommen. Es ist sehr schwierig vom Boden zu essen, wenn man auf einem Sessel sitzt. Ich dachte aber, da ich schließlich Ehrengast und der Sessel besonders für mich hergebracht worden war, konnte ich ihn kaum zurückweisen. Es hätte ja beleidigend sein können. Ich ließ mich also darauf nieder.

⁴ Gari = einspänniger, zweirädriger Pferdewagen.

Gottlob, wurden meine Schwierigkeiten bald bemerkt und einer der Diener angewiesen mir die Speisen zu reichen. Das Essen selbst war gut und enthielt nichts, das ich nicht schon bei meinen Leuten in der Batterie gegessen hätte. Am Ende des Mahles, das wir alle mit den Fingern gegessen hatten, wurde noch ein großes Bassin mit warmem Wasser, Seife und Handtuch herungereicht und damit war das Mahl beendet. Nach weiteren gegenseitigen Ehrbezeugungen wurde ich mit dem gleichen Gari und der selben Eskorte, wie ich hingekommen war, wieder heimgeführt.

Das war im Frühjahr 1947.

Zu jener Zeit waren die Vorzeichen der kommenden politischen Veränderungen schon sehr gut sichtbar. Daß sich die Briten aus Indien zurückziehen wollten, stand schon lange fest. Die Zeitungen und das Radio waren voll von Meldungen und Spekulationen über was kommen sollte und in einigen Landesteilen gab es bereits Unruhen, die aber nur den wirklichen Kenner der indischen Szene davon ahnen ließen, was später kommen sollte. Es ist aber nicht meine Absicht an dieser Stelle darüber zu berichten. Ich war damals kein Experte zur Geschichte Indiens und auch heute kann ich nur das berichten, wie sich mir das alles gezeigt hat und wie ich es verstehe. Das aber gehört in den Anhang, wo der geehrte Leser die Geschichte aus meiner Sicht lesen kann.

Am Anfang schaltete ich mich aus.

Der 3. August 1947 war mein 24. Geburtstag. Am Tag vorher hatte unser Regimentschef aus Rawalpindi, dem Sitz des „Northern Command“, den Befehl erhalten, alle vorhandenen, britischen Denkmäler an unserm Standort aufzulisten. Wahrscheinlich war irgend ein sehr beflissener Stabsoffizier auf die Idee gekommen, daß irgend-jemand irgendwann in der Zukunft diese Information für eine Fußnote in einer Beschreibung brauchen können würde. Wahrscheinlich hatte er damit die Statuen der Königin Victoria und Lord Kitcheners gemeint. Die Idee hatte die Zustimmung seines kommandierenden Generals gefunden und schon ging der Befehl hinaus in die weite Welt. Colonel Ryan war ein peinlich genauer Mensch und nahm den Befehl sehr ernst. Er dachte nach und fand, daß Grabsteine auch Denkmäler seien und da es in Nauschira einen gar nicht kleinen britischen Friedhof gab, erhielten ein Kollege und ich die Weisung eine Liste dieser dort vorhandenen Objekte anzulegen.

Im Juli und August ist Nauschira wie ein Backofen. Seit sechs Wochen vor meinem Geburtstag schon war die Temperatur nie unter 30°C gefallen, auch nicht beim Morgengrauen. Unter Tags waren Werte bis zu 47° im Schatten erreicht worden. Selbstverständlich schlief man schlecht unter diesen Umständen und überhaupt wurden die Widerstandskräfte des Körpers durch diese Wahnsinnstemperaturen geschwächt.

Ich war daher schon in keiner guten Verfassung, als ich zum Friedhof hinaus fuhr. Dort gab es überhaupt keinen Schatten und die Sonne brannte gnadenlos auf uns herab, als wir vier Stunden lang die Namen längst verstorbener Toten in lange Listen eintrugen.

Bei solchen Temperaturen muß der Körper ständig gekühlt werden, sonst wird seine Normaltemperatur von 37° überzogen. Die natürliche Kühlung erfolgt durch das Schwitzen. Dabei gibt die Haut Salzwasser ab, welches verdunstet und dadurch kühlt. Je höher die

Temperatur, desto schneller verdunstet der Schweiß und desto mehr Schweiß muß der Körper produzieren. Dazu aber braucht er nicht nur Wasser, sondern auch Salz. Ohne Salz kann man genau so wenig schwitzen, wie ohne Wasser. Wenn das Schwitzen aufhört, steigt die Körpertemperatur sofort über das Erträgliche hinaus und wenn keine schnellen Maßnahmen zur Abkühlung getroffen werden, ist der Tod die rasche Folge. Wenn das Schwitzen wegen Wassermangels aufhört, nennt man das Hitzschlag. Bei Salzangel heißt es Hitze-Ermattung.

Nach meiner Rückkehr vom Friedhof ins Kasino fühlte ich mich nicht wohl und stellte fest, daß ich nicht schwitzte. Ich hatte starke Kopfschmerzen und stellte bald meine eigene Diagnose – Hitze-Ermattung. Ich rief den Krankenwagen selbst und ließ mich in das nahegelegene Militärhospital fahren. Dort wurde meine Diagnose bestätigt. Man legte mich unter ein Drahtgerüst, über welches nasse Leintücher gespannt wurden, und dann wurde auf diese Vorrichtung, welche immer wieder nachgenäßt wurde, aus sieben Ventilatoren Luft geblasen. Die dadurch entstandene Abkühlung unter den Leintüchern brachte die Luft auf kaum mehr als 10° herunter. Trotzdem dauerte es zwei Tage bis meine Körpertemperatur wieder die normalen 37° erreichte.

Danach blieb ich noch eine Woche im Spital, bevor man mich zur Erholung nach Murree schickte, eine schöne, kleine Stadt 2500 Meter hoch in den Bergen über Rawalpindi.

Während ich dort war, am 15. August 1947, wurde Britisch Indien in zwei Teilstaaten getrennt, nunmehr die indische Union und Pakistan „in die Freiheit entlassen“ wurden. In Murree merkte man nichts davon.

Die Rückkehr nach Nauschira

Es war der 29. August 1947 an dem ich nach Nauschira zurückkehrte. In Murree hatte ich das angenehme Leben eines Rekonvalszenten geführt, war spazieren gegangen, hatte mir die wunderbare Szenerie im Vorgebirge des Himalaya gefallen lassen, mit Kollegen Bridge gespielt, Zeitungen gelesen und am Radio über die Vorgänge in andern Teilen Indiens – und neuerdings Pakistans – gehört. Dann hatte mir der für mich zuständige Arzt eröffnet, er wäre der Meinung, daß ich wieder Dienst tun könnte und daß ich also zu meiner Einheit zurückkehren sollte.

Murree ist die Endstation einer Schmalspurbahn, die am Hauptbahnhof von Rawalpindi ihr anderes Ende hat. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, aber ich denke man fuhr zwischen zwei und drei Stunden um aus der wunderbaren Gebirgsluft von Murree in die schweißtreibende Hitze des nördlichen Pandschab zurückzukehren. Die horizontale Entfernung zwischen den beiden Orten ist gar nicht so groß, jedenfalls keine 60 Kilometer, die vertikale Differenz ist aber mehr als 2500 Meter und für so ein kleines Lokomotivchen ist das schon eine Leistung, auch bei der Abwärtsfahrt.

In Rawalpindi mußte man umsteigen. Ich habe keine Erinnerung an einen längeren Aufenthalt dort. also wird es wohl so gewesen sein, dass die Ankunft des Zuges aus Murree nur kurz vor der der Frontier Mail, des Expresszuges nach Peschauer, stattfand. Ich nehme an, daß zu jenem Datum der Zug nicht mehr aus Delhi gekommen war und daß die Unterbrechung des Eisenbahnnetzes an den neuen Grenzen schon in Kraft getreten war, aber ich weiß es nicht.

Obwohl die Frontier Mail der Vorzeigezug des nord-indischen Bahnsystems war, fuhr sie nicht allzu schnell und der Zug hielt noch zwei oder dreimal an, bevor er endlich nach Nauschira kam, aber auch dieser Teil meiner Fahrt dürfte nicht sehr aufregend gewesen sein, denn ich habe keine Erinnerung daran.

Was mich jedoch sehr berührte, waren die Veränderungen, die ich registrierte. Britisch Indien war ein Staat gewesen, in dem Angehörige aller Religionen frei und unbehindert nebeneinander und oftmals auch ganz durcheinander lebten. Jeder Mensch war frei gewesen, sich ungehindert durch das ganze Land zu bewegen, sich anzusiedeln, wo er wollte, und dort zu arbeiten, wo es ihm gefiel oder wo er für sich und seine Angehörigen eine Zukunft sehen konnte. Seine Sicherheit wurde durch das überall gleiche Gesetz und die, diesem Gesetz verpflichteten, Ordnungskräfte gewährleistet. Diese Bewegungs- und Niederlassungsfreiheit war besonders an den großen Verkehrswegen sichtbar gewesen. Sie war möglich, weil die Menschen keine Angst haben mußten.

Mit der Unabhängigkeit war die Freiheit von Angst verschwunden. Es war nicht nur, daß Angehörige von Minderheiten neuerdings ihre Nachbarn fürchteten, – plötzlich hatten sie auch Angst vor der Polizei. denn die schien ihnen nicht mehr neutral, nicht mehr der Ordnung und dem Gesetz, sondern den Ansichten der neuen Machthaber verpflichtet zu sein. Die Tatsache, daß viele, wahrscheinlich die meisten. Polizisten. ihre Pflicht auch weiterhin nach herkömmlicher Vorschrift taten und daß sie mit den frei herumlaufenden Mördern nichts verband, änderte nichts daran, daß das Vertrauen zur Polizei schlagartig verschwunden war.

Von der neuen Lage waren besonders die Sikhs betroffen. Dies war nicht erstaunlich. Durch die Vorschriften seiner Religion ist der einzelne Sikh sofort von jedem identifizierbar und wird als Vertreter der ersten Verteidigungslinie gegen den Mohammedanismus erkannt. In einem islamischen Land hat er den besten Grund dafür, Angst zu haben. So waren die Sikhs damals gänzlich aus der Öffentlichkeit verschwunden.

Aber auch Hindus waren kaum noch sichtbar und mit dem Ausfall dieser Leute waren auch viele der Dienstleistungen verschwunden, die in der Vergangenheit ihre Domäne gewesen waren. Außer Muslimen sah man auf den Bahnhöfen und in den Zügen eigentlich nur Anglo-Inder und die waren da, weil sie dringend gebraucht wurden. Ohne sie hätten die Bahnen ihren Verkehr einstellen können. Ich glaube nicht, daß es an der Nordwestgrenze auch nur einen Eisenbahner gab, der kein Anglo-Inder war.

Der Bahnhof in Nauschira ist im Cantonment, an dem der Stadt zugewandten Ende. Er sieht nicht anders aus, als der Bahnhof mancher europäischer Stadt. Es gibt zwar keine Bahnsteige, aber die muß es in Europa auch nicht überall geben. Beim Ein- oder Aussteigen steigt man eben von oder zu der ebenen Erde. Ansonsten ist alles vorhanden, Wartesaal, Kassenschalter, Überdachung des Bodens nahe zum Bahnhofsgebäude, Stellenanlagen, Weichen, Signale. Der Unterschied zu Europa wird erst durch das Publikum deutlich. Hier sind es Inder, dort Europäer. Man ist entsprechend gekleidet. Und dann ist da noch der Schmutz. Ganz abgesehen davon, daß in Nauschira im Sommer alles mit einer dicken Staubschicht überzogen ist, wird auch der Dreck bedeutend seltener entfernt. Obwohl die Bahn die Hauptlinie von Delhi bis an die afghanische Grenze ist, ist sie nur eingleisig. Nauschira ist eine Ausweichstelle, wo Züge warten, bis der Gegenzug die vor ihnen liegende Strecke freigemacht hat. Das führt gelegentlich zu erheblichen

Verspätungen, doch darf man es in Indien mit der Zeit nicht so genau zu nehmen, wenn man mit der Eisenbahn fährt.

Als ich aus Richtung Rawalpindi/Attock ankam, war es noch sehr heiß. In der 1. Klasse gab es gute Ventilatoren, es war also erträglich, aber auf dem Bahnhof schlug einem die Hitze entgegen, wie aus einem Backofen. Normalerweise wurde der Zug schnell von Händlern umringt. Man konnte Getränke kaufen, Puratas. Fladenbrot und Süßigkeiten. Doch diesmal waren Händler nur in geringer Zahl vorhanden, es fehlte an Ware, wie auch an Qualität. Beim genaueren Hinsehen ergab sich, daß fast nur muslimische Händler am Bahnhof waren. Ihr Angebot war ja schon immer schlechter als das der Hindus gewesen, aber offensichtlich trauten sich diese nicht mehr dorthin.

Ein Träger brachte mein Gepäck zu einer der wartenden Tongas, ich schwang mich auf den Rücksitz und los ging's in Richtung Kohat Lines, wie unsere Kaserne hieß.

Die Tonga war das normale Fuhrwerk in den meisten Teilen Indiens. Ein zweirädriges Gefährt mit einer Bank vor und einer hinter der Achse wurde es von einem, fast immer zu mageren Pferd gezogen, dessen Arbeit nicht immer durch ausgeglichene Belastung – gleiches Gewicht vor und hinter der Achse – erleichtert wurde. Es gab keine Regeln zum Schutz der armen Tiere und so wurden sie oft schwer überstrapaziert. Mir taten sie alle leid. Auch bei der von mir beanspruchten Tonga sah das Zugtier recht ausgehungert aus.

Es war jedoch der Fahrer, der meine Aufmerksamkeit in größerem Maße auf sich zog, als sein Pferd. Innerhalb der Stadt war es vor meiner Abreise für Zivilisten ungewöhnlich gewesen, Waffen zu tragen. In Dörfern, auf dem Land, war das Tragen von Waffen normal. Dort sah man selten einen Mann ohne Gewehr und die, welche ihr Schieß Eisen zu Hause gelassen hatten, waren doch immer mit den landesüblichen dreischneidigen Messern ausgerüstet. In den Städten aber waren Zivilisten genau so unbewaffnet, wie in Europa. Auch die indische Polizei hatte ja keine Waffen außer ihrem berühmten Lathi, einen hölzernen Stock einem Knüppel ähnlich. Der Fahrer meiner Tonga auf der Fahrt vom Bahnhof zur Kaserne aber trug zwei Messer in seinem Gürtel und er verdeckte sie nicht einmal, was vor dem 15. August undenkbar gewesen wäre.

Mein persönlicher Diener, Ram Narain, ein Zivilist, empfing mich mit dem traditionellen Gruß „Ram, ram, Sahib“, lud mein Gepäck von der Tonga und verschwand im Bungalow. Obwohl alles wie gewöhnlich vor sich ging, dachte ich doch, daß er zurückhaltend, ja fast feindselig zu sein schien. Seine Zurückhaltung schien aber nicht nur gegen den Tongafahrer, sondern auch gegen mich gerichtet zu sein. Das überraschte mich, denn er war schon seit über einem Jahr mein Diener gewesen, und obwohl unser Verhältnis zu einander nicht besonders eng gewesen war, hätte ich gedacht, daß ich sein Vertrauen in größerem Maß verdient hätte.

Der Wohnraum meines Bungalows, in den man direkt vom Garten hereinkam, war recht groß und vor allem sehr hoch. Das war die Bauart aller militärischen Gebäude, wie auch derer der Zivilisten, die sich solche hohen Räume leisten konnten. Der Grund für diese Bauart war, daß die Hitze so viel leichter zu ertragen war. Erstens steigt warme Luft nach oben und je höher die Decke eines Raumes ist, desto kühler ist es in Bodennähe, und zweitens mußten auch überall Ventilatoren angebracht werden. Bevor alles elektrisch wurde, waren diese von Menschenkraft betrieben. Sie bestanden aus Matten, die von zwei Seilen herunterhingen. Die Seile gingen durch

Löcher in der Wand nach außen und dort lag meistens ein junger Knabe, der sogenannte Punkahwallah (sprich: Pankerwaller), der hatte die Enden der Seile an seiner großen Zehe befestigt. Seine Aufgabe bestand darin, seinen Fuß abwechselnd zu heben und wieder zu senken, so daß dadurch die Seile und mit ihnen die Matten in Bewegung kamen. Gelegentlich schlief er ein, was ja bei dieser aufregenden Tätigkeit nicht erstaunlich gewesen sein dürfte. Dann allerdings mußte er wieder geweckt werden, denn ohne seine Tätigkeit war die Hitze in den Räumen meist unerträglich. Da die Sahibs dadurch in ihrer Tätigkeit gestört waren, wurden die armen Punkahwallahs oft ganz fürchterlich verflucht. weswegen der Job nicht beliebt gewesen sein soll.

Zu meiner Zeit jedoch waren überall, wo ich hinkam, die Punkahs und mit ihnen die Punkahwallahs durch elektrisch betriebene Propeller-Ventilatoren ersetzt worden; nur die Löcher in den Wänden waren immer noch da. Aber auch die elektrischen Ventilatoren hingen gut einen Meter von der Decke herab und da sie mindesten zwei-ein-half Meter über dem Fußboden sein mußten um den nötigen Effekt zu haben und einem größeren Menschen nicht den Kopf abzuhacken, war die nötige Raumhöhe noch immer drei-ein-half Meter.

Das Zimmer, das gleichzeitig auch Schlafzimmer war, war gar nicht schlecht eingerichtet. Das Mobiliar, Eigentum der Regierung, bestand aus zwei Fauteuils und einem Sofa. aus Holz, ganz angenehm, wenn auch nicht fürstlich gepolstert, zwei Schränken und einem kleinen Glasschrank, dem Bett und dem dazugehörigen Tischchen. Das Bett war für einen vierundzwanzigjährigen bequem genug. Die Beleuchtung lieferten ein Deckenlicht, eine große Stehlampe und ein Nachtlcht. Ein Fenster ging vorne raus und eines auf die Seite des Bungalows. Eine Türe in der Rückwand führte zu einem kleinen Vorraum- der zur "Gussulkhana", dem Baderaum mit Toilette, führte. Das Bad war allerdings ein großes Schaff, so groß daß ich von Po bis Schultern hineinpaßte, und die Toilette war die landesübliche „Thunderbox“, eine hölzerne Kommode, in die ein zylindrischer Topf eingelassen war, darüber ein Deckel. Durch eine Falle in der Außenwand konnte der Topf von außen erreicht und dann entleert werden, für welche Aufgabe es einen besonderen Bediensteten gab, den Bhisti oder Sweeper. Dieser war ein Angehöriger der untersten Klasse im indischen Kastensystem, ein „Unberührbarer“, der aber nichtsdestoweniger ganz gut bezahlt wurde.

Als Offizier hatte ich also nicht nur meinen eigenen Diener, dessen Lohn ich selbst aus eigener Tasche bezahlte, sondern teilte mich mit meinen Kollegen in die Dienst eines Gärtners, eines Sweepers, wie auch, durch das Kasino, mehrerer Angestellter jener Institution. Zusätzlich war ich, wie jeder andere Mitglied des Nowshera Club, wo eine weitere Schar von Bediensteten bestrebt war, einem das Leben außerhalb der Dienstzeit so angenehm wie möglich zu gestalten.

Im Dunkel meines Bungalow wurde die Luft durch den sich langsam drehenden Ventilator in Bewegung gehalten, was einen kühlenden Effekt hatte. Das war sehr angenehm nach der anstrengenden Reise und ich konnte mich ausziehen, duschen und abkühlen. Ram Narain legte eine frische Hose und ein Buschhemd auf mein Bett. Die zog ich an und machte mich auf den Weg um mich im Regimentshauptquartier zurückzumelden.

Colonel Ryan empfing mich mit Genugtuung, die darauf basierte, daß ich wieder zur Verfügung stand und dadurch ein Loch in der Struktur des Regiments gefüllt war. Nach einer kurzen Begrüßung beschränkten sich seine Worte auf das, was er für notwendig hielt, daß ich es wissen

sollte. Was er sagte, war, daß sich die Infanterie in Chaos aufgelöst hatte und wir und ein paar ähnliche Einheiten die einzigen Soldaten in ganz Pakistan wären, auf die noch Verlaß war. Damit zielte er darauf, mich auf die Aufgaben gefaßt zu machen, die in Kürze auf uns zukommen würden.

Ich erlaubte mir die Frage, ob ich meine Funktion in der 19. Batterie wieder aufnehmen und im Ernstfall beibehalten sollte.

„Das kann ich noch nicht sagen,“ meinte er. „Sie sehen nicht so aus, als ob Sie vollkommen gesund wären. Vielleicht sollte Major Bryden die 19. ohne Sie führen. Dann könnte ich Sie als Kommandant der Nachhut hier lassen. Aber darüber muß ich nicht jetzt entscheiden.“

Ich war überrascht, kam aber nach schneller Überlegung zu dem Schluß, daß er vielleicht recht hätte, daß meine Gesundheit noch immer etwas angegriffen war und auch, daß eine unabhängige Stellung, wie die, die er angedeutet hatte, auch nicht uninteressant sein könnte. Also dankte ich für seine Rücksichtnahme.

Als er mich entließ, fügte er noch hinzu: „Bis wir uns in Bewegung setzen, könnten Sie sich damit beschäftigen, daß Sie sich mit der Lage hier vertraut machen und sich wirklich alles Wissenswerte darüber aneignen. Vielleicht wäre das recht nützlich für Sie.“

Auf diese Weise wurde mir klar gemacht, daß mich das Schicksal bald von meiner Einheit trennen könnte. Obwohl Colonel Ryan offenbar noch zu keinem endgültigen Entschluss gekommen war, schien es ja nicht unwahrscheinlich, daß er mich mit der Nachhut in Nauschira zurücklassen würde. Ich sah das so, daß ich der Aufpasser in der Kaserne sein sollte, während das Regiment im Pandschab als Hilfsorgan der Zivilbehörde seine Verwendung finden würde. Daß aber die Rolle des Aufpassers nicht die einzige sei, die mir zufallen könnte, war recht deutlich durch seine letzten Worte aufgezeigt – ich sollte mich mit Nauschira, Stadt und Cantonment, vertraut machen, bis ich es kannte wie den Rücken meiner Hand.

Der Adjutant, Pat Doherty, war mein guter Freund. Nach dem Gespräch mit dem Chef ging ich zu ihm und berichtete, über was gesagt worden war.

„Ich weiß das alles,“ sagte Pat. „Ich sage Dir aber, Du wirst es nicht einfach haben, wenn Du da bleibst. Ja, jetzt ist hier alles ruhig. Aber warum? Doch nur weil wir noch da sind und die Jats, obwohl die zu nichts mehr tauglich sind. Aber was passiert, wenn wir von hinnen sind? Diese Punjabis und die Frontier Force, denen traue ich so-wie-so nicht.“

„Reg Dich nicht so auf“ sagte ich, „so arg kann das doch gar nicht sein. Schau Dir nur an, wie viele Hindus und Sikhs es hier gibt. Diese verdammten Pathanen wären schön blöd, wenn sie 'was anfangen würden. Die müssten doch in Massen kommen, bevor sie hier 'was ausrichten könnten.“

„Mein lieber Freund,“ erwiderte er, „Du bist erst seit zwei Jahren in Indien und Du hast keine blasse Ahnung, wie die das machen. Wenn es hier los geht, dann sieht es in der ganzen Gegend los und zwar alles auf einmal. Du glaubst doch nicht, daß das was jetzt im Pandschab geschieht nur so ein paar Fälle von jugendlichem Übermut und solche Sachen sind? Da werden

zehntausende umgebracht! Ganze Dörfer werden einfach liquidiert. Warum glaubst Du, daß sich diese ganzen Gauner hier so fürchten? Du denkst wohl nicht, daß sie alle glauben, sie wären die nächsten, die umgebracht werden sollen? Und da glaubst Du, wenn die solchen Schiss haben, wie Du ja sehen kannst, daß die sich noch wehren werden? Das denkst aber auch nur Du! – Nein, ich hab's dem Chef gesagt, ich bin der Meinung, daß der Posten hier an jemanden gehen sollte, der gesund ist und sich nicht gerade von einem Hitzschlag erholt ...”

Erkundung und Sportfest

Es ist lange her seit all dies geschehen ist. Mein Gedächtnis ist seit langem von niemandem aufgefrischt worden. Ich habe seit über fünfzig Jahren niemanden getroffen, der damals dabei war und mit dem ich gemeinsam Erlebtes hätte auffrischen können. Was ich damals und einige Jahr später geschrieben habe, ist das meiste, das in meiner Erinnerung haftet. Doch noch etwas ist in meinem Gedächtnis verblieben. Worüber ich damals nicht geschrieben habe, das sind der Geruch und der Schmutz. Nauschira war weiß, aber es war ein schmutziges weiß. Das Cantonment war grau im Schatten grüner Bäume und es roch nach nichts. Die Stadt war malerisch, aber sie stank. Sie stank nach den Gewürzen, die die Menschen aßen, sie stank nach ihrem Kot, nach Urin und nach Salmiak, der offensichtlich im Urin der Kamele enthalten ist. Diese Geruchsmischung kann ich noch immer in mein Gedächtnis zurückrufen.

Nach unserm Gespräch stellte mir Pat den Befehlswagen des Chefs mit Fahrer und einem Mann Eskorte zur Verfügung. Wir fuhren die Church Road entlang, über die Brücke und in den Basar.

Vor diesem Besuch hatte ich den Basar nur selten besucht. Meine Bedürfnisse waren ja recht einfach gewesen. Ich speiste im Kasino und trank dort oder im Club mein Bier und gelegentlich etwas Whisky oder Gin. Als Kleidung trug ich Uniform, welche militärische Schneider fertigten. Ich hörte Nachrichten aus dem Radio und Musik aus dem Grammophon im Kasino. Ich spielte Billard und Squash im Club und benützte das dortige Schwimmbecken. Die Bücher, die ich las, kamen aus der Bibliothek des Clubs.

Nur einmal hatte ich mir eine größere Anschaffung im Basar erlaubt. Das waren eine graue Flanellhose und eine Sportjacke. Die letztgenannte war zyklamenfarbig, mit einem schwerem ultramarin-farbigem Karo überlegt. Daß ich mir aus so einem Stoff eine Jacke schneiden ließ, kann ich nur damit erklären, daß ich in meiner sonst recht farblosen Existenz die Notwendigkeit für irgend eine auffällige Farbe verspürte. Als ich sie zum ersten Mal im Kasino trug, wurde die Jacke von allen älteren Offizieren sofort als „unmöglich“ verurteilt. Bei meinen Altersgenossen war das Urteil etwas positiver. Es könnte aber sein, daß die Bewunderung, die man ihr dort entgegenkommen ließ, nicht so sehr der Farbe galt, als meinem Mut so etwas im Kasino zu tragen. Der Streit, den sie entfachte, hatte aber jedenfalls das Resultat, daß sich mein Vertrauen nicht nur in meinem Geschmack, sondern auch zu den Handwerkern im Basar verminderte. Ich trug sie nicht oft.

Ich glaube kaum, daß ich bis zu dieser, meiner Erkundungsfahrt, mehr als drei oder viermal in die Stadt Fuß gesetzt hätte. Bis dahin waren meine Eindrücke von der Stadt und ihrem Basar also rudimentär.

In der Stadt war alles eng beieinander. Die Läden im Basar waren klein und standen in enger Reihe. Meistens sassen die Händler Schulter an Schulter. Ihre Waren lagen hinter ihnen, auf der Straße oder in niederen Gewölben.

Neben und über dem Basar waren die Ämter der Regierung, der örtlichen Behörden, der Banken, der Versicherungen. Hier auch waren die Praxen der Ärzte, die Kammern der Anwälte, der Notare. Sie waren eng, zusammen gedrängt.

Es war staubig. Sogar wo es Pflanzen gab – und es gab nicht viele außerhalb der verschlossenen Höfe – dort waren sie verstaubt und verdreckt. Es waren viele Menschen in der Stadt. Sehr viele lebten dort auf engstem Raum. Noch viel mehr waren in die Stadt gekommen. Die Straßen und Gassen waren belebt. Sie waren voll von Menschen. Wo es Schatten gab, da hockten sie.

In der aller Rassen setzen sich kaum. Von früher Kindheit an ist die Hocke die normale Stellung für Rast und Ruhe, für das Gespräch, für den Handel. Man setzt sich selten – nur manchmal zum essen. Dann sitzt man auf dem Boden im Schneidersitz, mit den Knien flach am Erdboden. Ansonsten hockt man und wer es seit früher Kindheit nur so gemacht hat, für den ist das anscheinend überhaupt kein Problem.

Es war brütend heiß. Wer Schatten finden konnte, fand ihn. Dort waren die Menschen dicht gedrängt. Platz war nur dort, wo kein Schatten war. Nur dort konnte der Wagen schneller als mit Schrittgeschwindigkeit gefahren werden. Wo Schatten war, mußte der Fahrer oft bis knapp an die Leute heranfahren, bevor die, fluchend und uns verwünschend, den Weg frei gaben.

Mir war nicht wohl in meiner Haut und auch der Fahrer war nicht glücklich. An der Nordwestgrenze ist das Militär nie populär gewesen. Wir waren die Macht hinter der Polizei und die Polizei sorgte für Ordnung, für die Ordnung der Regierung. Diese Ordnung ist nichts für den Pathan. Er kennt die Ordnung seiner Familie, seines Klan, seines Stammes. Die Ordnung der Regierung, die nicht seine Sprache spricht, nicht von seiner Religion ist, welche die Gesetze, die sein Mulla predigt, nicht anerkennt, die ist ihm verhaßt. Ihre Werke sind des Teufels, ihre Vertreter ebenso. Der Beweis dafür ist, daß sie – die Vertreter der Regierung – das Geld haben und die Kanonen. Das zeigt, daß sie reich sind und die Reichen sind Allah verhaßt. Insch'Allah!

Wir waren zu dritt. Das war das Minimum. Ein Mann allein oder auch zwei zusammen, das war zu unsicher. Nicht daß jeder Pathan in Nauschira oder auch in den Dörfern, so gedacht oder gar gehandelt hätte, aber hie und da, da gab es doch den einen oder den anderen. Und sehr bald hätte es auch immer eine Ansammlung gegeben und da waren einer oder zwei nicht genug um mit Sicherheit wieder herauszukommen. Drei in einem Wagen, das ging. Außerdem trug ich ja drei Sterne auf den Schulterklappen und war Captain, Sahib und Europäer, also Respektsperson, auch von Aufsässigen mit Achtung zu behandeln.

Wir kamen jedoch ohne Schwierigkeiten durch. Es war meine Aufgabe mich mit der Stadt vertraut zu machen und so machte ich mich mit der Stadt vertraut. Wir fuhren überall hin und bald fühlten wir, daß die Flüche, die hinter uns her gerufen wurden, diesmal deshalb kamen, weil wir Störungen verursachten, nicht nur wie sonst, weil wir eben Militär waren. Es mochte sogar sein, daß wir den einen oder den anderen durch unsere Anwesenheit etwas beruhigten.

An der Oberfläche war in der Stadt von der sonst vorherrschenden Unruhe eigentlich nichts zu sehen. Hindus und Pathanen handelten mit einander, besuchten die Ämter und Geschäfte und schienen miteinander so zu leben, wie sie es seit Jahr und Tag getan hatten. Ohne Liebe für einander, ohne Zuneigung, aber auch ohne ihrer gegenseitigen Abneigung Ausdruck zu geben.

Bei genauerem Hinsehen aber kam anderes zu Tage. Die Kaufleute waren verängstigt, die Kunden aus den umliegenden Dörfern aggressiv. Die Nachrichten aus den andern Teilen des nunmehr gespaltenen Reichs hatten ihre Wirkung nicht verfehlt.

Der Polizist in Britisch Indien war fast immer ein Sikh gewesen. Kriegerischen Idealen gewidmet, doch ernst und selbstdiszipliniert war diese Sekte vollkommen vertrauenswürdig und besonnen. Unter all den verschiedenen Völkern und Sekten Indiens standen die Sikhs den Idealen des missionierenden Christentums, dem sich das Britische Weltreich in so mancher Hinsicht verschrieben hatte, am nächsten. Ihre Tracht war auch ohne britischen Einfluß ordentlich. Mit wenigen Änderungen ihrer traditionellen Kleidung sahen sie in Polizei-Uniform oft ordentlicher aus als ein Londoner Bobby. Sie benahmen sich auch so. Es ist bekannt, daß der englische Polizist nur mit einem Knüttel bewaffnet ist, daß er keine Feuerwaffen trägt. Er ist ein Bürger, nicht in Uniform, sondern in einer ihn erkenntlichmachenden Kleidung. Er soll seinen Mitbürgern klar machen, was Recht und was Unrecht ist. Er ist kein Repräsentant der Staatsmacht. Diese Philosophie war die der britischen Polizei und sie war auch die der indischen. Diese war schließlich von britischen Polizisten aufgestellt und trainiert worden. Die Sikh Polizisten nahmen das sehr ernst.

Nun aber wagten sie nicht ihren Auftrag in gewohnter Weise zu erfüllen. Ich weiß nicht, wer den Befehl gegeben hatte, die Polizei mit Schußwaffen zu bewaffnen. Ich weiß auch nicht, ob es richtig war. Vielleicht waren schon Polizisten angegriffen worden. Vielleicht hatte man, angesichts der erschreckenden Berichte aus andern Landesteilen, dies als berechtigte Vorsichtsmaßnahme gesehen. Wie immer dem auch gewesen sei, die Polizisten schienen mir durch die eigene Bewaffnung verängstigt. Sie wagten nicht mehr einzelnen Vergehen, deren Verhinderung und Ahnung ihre Pflicht war, mit der gewohnten Souveränität zu begegnen. Sie standen in Gruppen, beobachteten, schritten auch ein wenn es nötig war, sprachen aber untereinander, schienen die übliche Ruhe zu vermissen, waren aufgeregt.

Die Banyas, die indischen Kaufleute, sassen an ihren gewohnten Plätzen, eng zusammen, wie üblich. Doch sie waren beunruhigt und schienen Böses zu ahnen. Viele waren deutlich bestrebt ihre Warenlager zu räumen, verkauften ihre Ware zu Spottpreisen, nur um ihre Habe in Geld zu verwandeln. Zweifelsohne ließen sie den Nachschub Nachschub sein. Wahrscheinlich hätten sie auch gar keine Möglichkeit gehabt, ihre Läger aufzustocken. Wer war schon daran interessiert, zu jenem Zeitpunkt Waren in so eine Gegend wie die Nordwest-Grenzprovinz zu bringen? Ich zweifle auch nicht daran, daß jeder bereits der Verzweiflung nahe war. Verzweifelte Menschen interessieren sich nur mehr für ihre Belange und lassen das Mißgeschick des andern des andern Mißgeschick sein. So schienen sie mir.

„ Wenn der Mann neben mir von so einem Pathan umgebracht wird, was hat das mit mir zu tun? Ich lebe ja hier, aber wenn ich mich einmische, werde ich vielleicht nicht mehr leben. Wenn ich mich einmische, werden sich sicher auch noch andere Pathanen einmischen und da gibt es ja so viele davon ... Verlieren werden wir sicher. Wie könnten wir denn auch gewinnen? Außerdem

ist das doch Sache der Polizei. Wir sollen keine Gewalt anwenden, das ist polizeiliches Privileg. Wenn man selbst Gewalt anwendet, kann man leicht mit dem Gesetz in Konflikt kommen. Und jetzt sind wir in Pakistan. Wenn ein Gericht noch die Möglichkeit hat dies Sache zu beurteilen, dann geht es sowieso gegen mich. denn ich bin ein Hindu und der Richter wird irgendein Muslim sein, den man schnell zum Richter ernannt hat. Und zuletzt hat auch Ghandi der Gewalt entsagt und viele von uns sind seinem Beispiel gefolgt. Nein, mein Freund, du sitzt neben mir und wirst du von einem verrückten Pathan umgebracht, kann und werde ich dir nicht helfen. Ja vielleicht ergeht es mir morgen genau so – oder heute noch – oder jetzt gleich. Wenn ich dir aber helfe so vergrößere ich nur die Chance, daß es mir auch so geht. Mein Mißgeschick ist jetzt schon so groß, wie es nur sein kann. Wo ist denn die Polizei? ... “

Wahrscheinlich dachten sie so.

Die Pathanen sind Afghanen, die östlich der Curzon Linie leben. Diese Linie ist leichter zu definieren als jede andere und vielleicht wäre sie auch leichter zu verteidigen. Eine ethnische Grenze ist sie nicht. Die Pathanen um Nauschira sprechen Paschtu und unterscheiden sich von den Afghanen im Westen lediglich durch ihre Stammeszugehörigkeit. Sie sind Afridis, der Stamm, der auch die Berge um den Kaiber Paß besiedelt und sich des öfteren während der britischen Herrschaft an der Nordwestgrenze unangenehm bemerkbar gemacht hat.

Die Afghanen von damals waren die Söhne und Enkel der Afghanen, die drei Kriege gegen das britische Weltreich gewonnen hatten, sowie Väter derer, die jetzt auch die Sowjets besiegt und das Ende der Sowjetunion eingeleitet haben. Ihre Enkel sind die Volksmudschahedin von heute. Sie waren – und sind es heute noch – ein stolzes, unbändiges, verwegenes, zu unendlichen Leiden bereites, mörderisches, leidenschaftliches, undiszipliniertes, bis an die Zähne bewaffnetes,⁵ verdrehtes und westlichen Ideen unzugängliches Volk. Ich zumindest glaube, sie haben sich nicht verändert.

Wenn man wissen will, was damals in den Köpfen der Hindus vorging, so empfiehlt sich die Lektüre von Heinrich Heines „Rabbi von Bacherach“, Für die beste Charakterisierung der Pathanen empfehle ich Shaws Beschreibung, der Bulgaren in „Helden, Helden“.

Zu der Zeit, als das geschah, was ich zu beschreiben versuche, waren viele der Pathanen erzürnt und erbost, aber gleichzeitig freuten sie sich darauf, die verhaßten Hindus, von denen sie ungefähr so viel hielten, wie die Nazis von den Juden, ihrem „verdienten Schicksal“ näher bringen zu können.

So war es in der Stadt.

Nachdem ich mich im Basar umgesehen hatte, fuhren wir wieder ins Cantonment zurück. Wir fuhren diesmal über die Peshawar Road. Auf der Brücke über das ausgetrocknete Flußbett, in Indien sagt man „Nala“ dazu, am westlichen Rand des Cantonment ließ ich den Wagen halten.

⁵ Ihre Bewaffnung damals war allerdings primitiver als heute. Mit ihren damaligen Waffen konnten sie immer nur einen Menschen umbringen. Mit den Waffen, die ihnen die Amerikaner seither zur Verfügung gestellt haben, besteht diese Limitation nicht mehr. Jetzt können sie in Sekundenschnelle Massengräber anfüllen und ich hoffe nur, daß die Amerikaner das nicht noch sehr bereuen werden.

Da die Brücke, wie so viele andere alte Brücken in der Gegend, eine enge Höckerbrücke ist, waren wir bei einigen Leuten, die mit ihren Büffelkarren zur selben Zeit drüber wollten, nicht allzu populär. Ich konnte aber nicht auf ihre Flüche hören, denn die Brücke bot den besten Blick über das ganze Gebiet zwischen Stadt und Cantonment. Von der Brücke sieht man den Nala hinauf und hinunter, die Stadt und die westlichen Eingänge zum Cantonment.

Nördlich der Brücke senkte sich der Boden des Nala sanft zu dem unter einem Kilometer entfernten und noch immer durch die Monsunregen angeschwollenen Kabulstrom.⁶ Zwischen dem Fluß und der Straßenbrücke war die Eisenbahnbrücke. Diese bestand aus nichts anderem als zwei riesigen Tragebalken, die mit Verbindungsstreben zusammengehalten waren. Die Schienen lagen oben drauf.⁷

Südlich meines Aussichtspunktes war zuerst einmal die andere Straßenbrücke, die in die Church Road im Cantonment mündete. Das war eine Brücke neuerer Bauart, obwohl auch sie einen kleinen Höcker hatte. Das war aber nur eine örtliche Verbindung. Oberhalb dieser, etwa 150 Meter weiter, war der Nala in zwei Arme geteilt. Zwischen den beiden lag ein kleiner Hügel, der zu den seltenen Zeiten, wenn der Nala Wasser führte, zur Insel wurde. Zu solchen Zeiten war es schwierig, dort hinzukommen, aber wenn, wie zu jener Zeit, kein Tropfen Wasser im Nala war, konnte man den Hügel, auf dem sich außer einer Masse Steinen nur ein paar Gebüsche befanden, ohne Schwierigkeit erreichen.

Noch weiter südlich begann das Hügelland das vom Militär für Schießübungen benutzt wurde, die „Nowshera Ranges“, für die ich als „Range Officer“ selbst verantwortlich gewesen war.

Das also war die Lage zur Zeit meiner Schilderung. Im Westen lag die Stadt, im Osten das Cantonment. Letzteres, umgeben von Stacheldraht, beherbergte immerhin ein noch funktionierendes Brigade-Hauptquartier, die Restbestände dreier Bataillone, ein auf Friedensstärke reduziertes Artillerieregiment, ein Militärhospital und diverse Hilfseinheiten. An den Gepflogenheiten zur Absicherung des Cantonment hatte sich nichts geändert. In die Kontrolle der Eingänge teilten sich das Bataillon vom Dienst und die Khassadare, am Ort rekrutierte Mitglieder einer Art Stammes-Polizei, die keine Uniform trugen.

In Risalpur, etwa drei Meilen nördlich von Nauschira, in einem kleinen Cantonment, lag eine Schwadron der Skinner's Horse, eines auf Panzerwagen umgestellten früheren Kavallerieregiments. Diese Schwadron bestand aus Muslimen und war der Nowshera Brigade unterstellt.

In der Stadt hatte die uniformierte städtische Polizei offensichtlich an Autorität verloren. Ihre

⁶Kabul ist nicht nur der Name der heutigen Hauptstadt von Afghanistan, Es ist auch der Name des Flußes, der durch die gleichnamige Stadt und weiter flußabwärts durch Peschauer und Nowshera fließt. Er ergießt sich in den Indus bei Attock. Auf seinem Marsch an den Indus hat Alexander der Große dem Kaiber Paß rechts liegen lassen und ist durch das Kabultal marschiert. Zu den meisten Jahreszeiten ist der Kabul nicht viel mehr als ein Bach. Wenn es in Afghanistan aber regnet, wird er zum reißenden Strom, der sein ganzes Bett ausfüllt.

⁷Auf der Westseite von Peschauer steigt die Bahnlinie um die 1500 Meter bis nach Landi Kotal am Kaiber Paß. Ein gutes Drittel der Strecke besteht aus Brücken dieser Art. Streckengänger dort bedürfen der Fertigkeit von Seiltänzern.

Mitglieder patroullierten nur mehr zu zweit. Dies deutete auf die vorhandenen Spannungen.

So viel ich weiß, war zu jener Zeit auch sonst in der Nordwest-Grenzprovinz mehr oder weniger Ruhe. In Peschauer, der Hauptstadt, zwanzig Meilen westlich, war alles ruhig, obwohl in anderen Provinzen und besonders im Pandschab und im Sindh das Chaos bereits ausgebrochen war.

Unter diesen Umständen war es vielleicht naiv, aber dennoch verständlich, daß Brigadier Iftikhar Khan, als Repräsentant der neuen Machthaber glaubte, wir könnten hier den Schrecken des Umsturzes entgehen. Das, was ich jetzt beschreiben möchte, ist anders wohl kaum zu erklären.

Kurz nach meiner Rückkehr, es muß am Tag danach gewesen sein, daß das große Sportfest stattfand, das lebhaft in meiner Erinnerung verblieben ist. Es fand statt auf dem Gelände des Nowshera Club, wo um eine große Wiese herum eine Laufbahn ausgesteckt worden war. Der Brigadier hatte dazu geladen, die Einladung war an alle Einheiten ergangen und es waren auch wirklich alle da, die nicht gerade Dienst hatten und unabkömmlich waren.

Ich selbst war unter den letzten, die erschienen. Die meisten Kollegen waren schon da. Einige hatte ich seit meiner Rückkunft noch gar nicht gesehen und ich wurde freundlichst begrüßt. Einigen der europäischen Offizieren war es bis dahin schon gelungen, ihre Damen nach Indien nachkommen zu lassen. Diese waren natürlich auch dabei und bildeten das Zentrum einer angeregt plaudernden Gesellschaft, der auch die Begum Iftikhar Khan angehörte und der ich mich bald anschloß. Nach den langen Jahren des Krieges, in denen die meisten militärischen Einheiten rein männliche Gesellschaft bieten konnten, war die Tatsache, daß nun auch die Damen solchen Veranstaltungen beiwohnten, wie eine Verheißung des Friedens.

Was nun auf dem Rasen des Clubs begann, war so anders, als das, was in der so nahen Stadt vorging, man hätte sich in einer anderen Zeit wähnen können. Wo immer ich militärischen Sportveranstaltungen beigewohnt habe, ich bin stets von der fast kindlichen Unschuld, der jugendhaften Ambition und der vorherrschenden Naivität beeindruckt gewesen. Von normalen Sporttreffen unterschieden sich die militärischen sehr vorteilhaft. Hier gab es keine Wettbüros, und keine Buchmacher, nichts, das im entferntesten an Kommerz und schnöden Profit erinnert, als Ansporn gab es nur die Traditionen der Regimenter, den Esprit de Corps und das Eifern nach dem Sieg. Die Teilnehmer tun, was sie können, weil es Spaß macht. Es macht Spaß zu gewinnen, aber wenn das nicht gelingt, dann macht es eben Spaß, daß man nur teilgenommen hat.

Jener Nachmittag, war keine Ausnahme.

Es war ein wunderschönes Turnier, an dem alle Teile der vorhandenen Truppen in schönster Eintracht teilnahmen und bei dem, zum ersten Mal in meiner Erfahrung, auch die Frauen der indischen Soldaten sich sportlich betätigten.

Man muß sich die Szene einmal vorstellen. Die Gegend um Nauschira herum ist staubig, schmutzig und im September noch heiß und unangenehm. In dieser weiten, von der Sonne verbrannten Ebene – wie malerisch auch immer sie aus der Ferne erscheinen mag – gibt es einige Oasen. Eine davon war das Cantonment in Nauschira. Dort war es reiner, nicht so staubig und, besonders was die Flora betrifft, bei weitem nicht so öde. Inmitten dieser Oase war das Gelände des Nowshera Clubs. Mit seinen grünen Wiesen, schönen Bäumen und angenehmen Bauten

schien das wie ein Ausschnitt aus einer englischen Landschaft.

Auf diesem Gelände hatte sich die Garnison versammelt. Ein geschmücktes Zelt markierte den Sitz der Turnierleitung. Von Stangen wehten Wimpel in den Farben der vertretenen Regimenter, sowie pakistanische und britische Fahnen, sogar Fahnen der indischen Union. Die Soldaten trugen khaki oder olivengrüne Dreß, mit den farbigen Turbanen der Ausgehuniformen, die Offiziere teils in Zivil, teils in Uniform, ihre Damen, ob europäisch, ob einheimisch, in bunten Kleidern und die Frauen der Soldaten, vielfach verschleiert, in prachtvollen Saris oder kleidsamen Padschamas. Trotz der nichtendenwollenden Bemühungen unserer Modeschöpfer gibt es wohl kaum eine anmutigere Bekleidung als den Sari, wenn er von einer Inderin getragen wird. Saris gibt es in tausenden verschiedenen Farben und Verbrämungen, aus Seide, aus Baumwolle, aus hauchdünnem Batist und aus schweren, golddurchwirkten Stoffen. Sie alle waren vorhanden und auch die Frauen, die dem Padschama den Vorzug über den Sari gaben, waren farbenfroh und besonders in der Masse eine reine Augenfreude.

Im Rückblick ist das ein nostalgisches Geschehen. Obwohl die Teilung an die drei Wochen alt war, trafen sich hier, für alle Teilnehmer zum letzten Mal, Inder, Pakistanis und Briten im Spiel. Wenn einer den andern besiegen wollte, so tat er im sportlichen Wettbewerb und um der Ehre seiner selbst und seiner Truppe willen und um den Jubel der Zuschauer, aller Zuschauer ohne Rücksicht auf Farbe, Rasse, Klasse oder Religionszugehörigkeit, zu genießen.

Bei diesem Tournier aber geschah noch etwas, etwas noch nie dagewesenes, das aber nur auf die bereits vollzogene, politisch Änderung zurückzuführen war. Die Frauen der einheimischen Soldaten wurden in das Geschehen aktiv einbezogen, wo sie vorher bestenfalls immer nur passive Zuschauer gewesen waren.

Die springende Kraft hinter diesem Ereignis war die Begum Iftikhar Khan. Die Gattin des neuen, von der pakistanischen Regierung eben erst ernannten Brigadegenerals, war sie eine europäisch erzogene Frau. Ich selbst habe sie nur das eine Mal, eben bei diesem Tournieren kennen gelernt und weiß nur wenig von ihr. Man sagte aber, sie hätte in Roedean, dem damals führenden Mädcheninternat Englands, das Gymnasium besucht und danach an einer Universität noch studiert. Wie ihr Mann kam sie aus einer der großen, grundbesitzenden Patrizierfamilien der Nordwestgrenze. Damals dürfte sie um die Mitte dreißig gewesen sein. Sie sprach ein schönes, völlig fehlerfreies Englisch, konnte aber genau so gut Paschtu und Urdu, die Sprachen ihres Volkes und der Armee. Zweifelsohne hatte sie die Zustände, welche die einheimischen Frauen seit eh und je als Abhängige ihrer Männer erleiden mußten, immer schon für unwürdig gehalten. Vielleicht hatte sie auch in dem Regiment, das ihr Gatte bis zu seiner Beförderung zum General befehligt hatte, schon einiges erreicht. Hier aber konnte sie auf eine ganze Brigade einwirken. Diese Möglichkeit nahm sie mit den größtmöglichen Einsatz wahr.

Wie es einer muslimischen Dame gebührt, war sie in weißen Padschama Hosen, farbigem Seidenhemd, den Schleier um den Kopf gewunden, aber mit freiem Gesicht, erschienen. Als First Lady, die überdies noch intelligent reden konnte, war sie der Mittelpunkt der nicht direkt beteiligten höheren Offiziere und ihrer Damen und von Anfang an war ihr Enthusiasmus für alles einfach infektiös. Kurz nach Beendigung der ersten Wettkämpfe der Männer geschah es dann. Mit wehenden Hemdschößen und Schleier lief die Begum hinaus auf das Feld, nahm das Megaphon aus den Händen des verdutzten, leitenden Unteroffiziers und rief als nächstes Rennen

ein Massenrennen über 100 Yards für die Frauen der Soldaten aus. Bei Veranstaltungen der britischen Armee sind immer auch Wettbewerbe für die Girls, die Frauen der Soldaten dabei und sie sind bei weitem nicht der unpopulärste Teil der Veranstaltungen, aber bei Wettkämpfen der Inder war dies etwas unerhörtes.

Nachdem erst nur einige wenige dem Ruf der Begum gefolgt waren, kam plötzlich ein Ansturm der Massen, Es war kaum zu fassen. Frauen, die bis dahin ihr Leben unter dem Schador verbracht hatten, liefen unter aller Augen quer über das Feld um sich an einer sportlichen Veranstaltung zu beteiligen. Junge Frauen fanden, daß sie, so wie ihre Männer, fähig waren sich sportlich zu betätigen und daß nicht nur sie, sondern auch ihre Männer Spaß und sogar Gefallen daran haben konnten. Die Szene war unbeschreiblich.

Die Begum wurde sehr schnell von den vorgewarnten europäischen Damen unterstützt. Sie übernahmen die komplette Organisation und ermittelten auch bald die Gesamtsiegerin und siehe da, es war die Frau eines Unteroffiziers, der ihr bis dahin noch niemals erlaubt hatte das Haus unverschleiert zu verlassen.

So kam die Emanzipation der Frau nach Nauschira, und wenn man bedenkt, daß seither eine Frau Ministerpräsidentin von Pakistan gewesen ist, so muß man vielleicht auch diesen Fortschritt gegen den Hintergrund jenes Tages sehen.

Von dem späteren Verlauf der Veranstaltung bleibt nicht viel zu berichten. Wie die meisten ihrer Art ging auch sie im Geiste der fröhlichen Verbrüderung zu Ende und wie überall in Indien seit der Meuterei in 1857 so endete auch dieses Fest mit dem Abspielen der Britischen Hymne durch die in Paradeuniform erschienene Band eines Sikhregiments.

In gehobener Stimmung zogen alle nach Hause.

Chef der Nachhut

Es muß entweder der Abend des 4. oder des 5. September gewesen sein. Leider habe ich keine Aufzeichnungen darüber, aber ich weiß, es war der erste Abend, an dem es zu kühl war um zum Dinner im Kasino bloß ein Buschhemd zu tragen. Es war aber auch noch nicht so kühl, daß man sich in der schweren Battledress wohlgefühlt hätte. Ein Pullover wäre das gescheiteste gewesen, das aber erlaubte Colonel Ryan nicht. Für ein formelles Abendessen war ihm das nicht gut genug. Die Wahl, vor die ich, wie alle andern gestellt war, hieß also, entweder ich esse im Kasino und es ist mir kalt oder ich gehe in den Club. Dort waren die Dressvorschriften nicht so eng, aber es war eine andere Atmosphäre und man fühlte sich nicht so zu Hause.

Ich wählte das Kasino und so kam es, daß ich bei den aufregenden Geschehnissen des Abends von Anfang bis Ende dabei war.

Wir hatten zur üblichen Zeit am großen Eßtisch Platz genommen und hatten die ersten beiden Gänge, Vorspeise und Fisch, bereits hinter uns gebracht, waren also inmitten des Hauptgerichts, als ein Motorradfahrer mit großem Getöse vor dem Kasino hielt und ohne sich der Schutzkleidung zu entledigen den Speisesaal betrat. Es war ein Leutnant mit den Abzeichen des

Northern Command, das in Rawalpindi seinen Sitz hatte. Bei seinem Eintritt verstummte alle Konversation und aller Augen richteten sich auf ihn. Er salutierte unserm Oberst, nahm einen Briefumschlag aus seiner Umhängetasche und reichte ihn dem Chef. Der nahm ihn an, riss ihn auf und entnahm das darinliegende Papier.

„Das ist, worauf wir gewartet haben, meine Herren,“ sagte er. „Das Regiment wird sich an den internen Sicherheitsmaßnahmen im Pandschab beteiligen. Wir marschieren um 0600 Uhr morgen früh.“ Er fuhr mit der Hand über sein Gesicht, dann schaute er uns an. „So, jetzt wissen Sie es.“ Dann an den Adjutanten: „Einsatzbesprechung heute nacht um 2200 Uhr, Pat. Jetzt aber essen wir weiter, wie üblich.“ Das war's denn auch. Er lud den Kurier ein, mit uns zu speisen und der nahm das natürlich auch an.⁸

Ich weiß, daß ich an der Einsatzbesprechung jenes Abends teilnahm. Wie erwartet wurde ich zum Kommandanten der Nachhut bestellt und mit der Aufgabe betraut über die Kasernen des Regiments und ihren Inhalt zu wachen. Besonders ans Herz gelegt wurden mir die acht oder zehn Familien von VCOs und Mannschaftangehörigen, die ja auch zurückbleiben mußten und ohne besonderen Schutz den Ereignissen ausgeliefert gewesen wären. Zur Ausführung meiner Aufgabe wurde mir eine Sektion von fünfzig Mann mit zwei VCOs zugeteilt. Die VCOs waren der Subedar Mukhand Rand und der Jemadar Babu Ram.

Mukhand Ram war ein erfahrener Mann im Alter von etwa fünfunddreissig, der mit seiner Frau in den Familienquartieren wohnte. Er war verläßlich und war mir später zu jeder Zeit eine hervorragende Stütze. Babu Ram war bedeutend jünger und eigentlich ein recht lustiger Knabe. Beide konnten genug Englisch, daß wir, unter Zusatz meiner bescheidenen Urdukenntnisse, mit einander ohne allzu große Schwierigkeiten auskamen. Neben den beiden VCOs hatten wir auch einen Havildar-Major, zwei Havildare und mehrere Naiks, so daß für die übliche Befehlsstruktur gesorgt war.

Ich weiß noch, daß das Regiment am nächsten Morgen, als motorisierte Infanterie verkleidet, Richtung Osten aus Nauschira auszog, und daß wir drei nach dem Abmarsch des Regiments unseren neuen Verantwortungsbereich inspizierten und den Bestand aufnahmen. Unter den Umständen waren alle vierundzwanzig Achtzehnpfünder im Geschützpark zurückgelassen worden und für die waren wir nun verantwortlich. Die acht der 21. Batterie waren eingefettet und langfristig unbenutzbar, die der 20. ohne die wichtigen Instrumente, die zur Benutzung unerlässlich waren, die der 19. Batterie jedoch sofort und vollkommen gebrauchsfähig. Für die zuletzt genannten hatten wir sogar Munition, nicht allzu viel, aber doch genug um einige Schuß auch im Ernst abfeuern zu können.

⁸An diesem Punkt endet mein erster Versuch vor etwa dreißig Jahren, über meine Erinnerungen aus jener Zeit zu schreiben. Ich weiß jetzt nicht mehr, was mich damals davon abhielt, das Thema schriftlich weiter zu verfolgen. Ich könnte mir vorstellen, daß ich damals beruflich sehr beschäftigt war. Wahrscheinlich wollte ich auch nur eine Pause einlegen und es später wieder aufnehmen. Wie dem auch sei, ich legte das begonnene Manuskript in einem Ordner ab und dort verblieb es.

Ich begann mit der Niederschrift meines Kriegstagebuches am 7. September, als es in Nauschira brenzlich zu werden begann. Für die Periode zwischen dem Erhalt des Marschbefehls und 0900 Uhr am 7. September habe ich also keine Gedächtnisstützen und kann darüber nur insoweit etwas sagen, als es das Erinnerungsvermögen eines alten Herrn erlaubt.

Bis zu jenem Zeitpunkt war mein Dienstraum in der Baracke der 19. Batterie gewesen. Diesen räumte ich nun und übersiedelte in das Gebäude des Regiments-Hauptquartiers. Ich hatte zu viel Respekt für die Tradition des Ortes um mich im Zimmer des Regimentskommandanten zu etablieren, richtete mich aber dort, wo das Ordonnanzzimmer gewesen war, häuslich ein. Dies hatte auch den Vorteil, daß es direkt am Eingang des Gebäudes war, so daß ich immer wußte, was los war.

Ich denke, daß an den darauf folgenden Tagen in meinem kleinen Bereich nicht sehr viel passiert ist. Die Spannung im Basar muß ja von Tag zu Tag stärker geworden sein und ich werde auch davon gewußt haben, aber dort hatte man mir keine Verantwortung übertragen und so verblieb ich in den Kohat Lines und sah zu den Pflichten meines Amtes, das mich aber nicht sehr stark in Anspruch genommen haben dürfte.

Was mich aber auch jetzt noch wundert, ist daß ich, nunmehr das einzige verbliebene Mitglied des Artilleriekasinos, nichts unternahm um den Betrieb dort zu drosseln oder gar zu stoppen. Nein, ich benützte das Kasino weiter als ob nichts geschehen wäre, ließ den Koch für mich kochen, den Kellner mir meinen Whisky reichen, den Gärtner den Garten betreuen und den Sweeper seine Arbeiten verrichten. Wer dafür zahlen sollte, war mir offensichtlich egal. Heute finde ich dieses Verhalten mehr als merkwürdig. Ebenso erstaunlich aber ist, daß auch der Administrator der Garnison, der ja so wie ich eine Verantwortung in dieser Hinsicht hatte, dies unbeanstandet ließ.

Es geht los

Der 7. September 1945 war ein Sonntag. Es war wieder einmal recht warm gewesen, aber nicht so heiß, wie im Juli oder August. Da ist es in Nauschira so heiß, daß man überhaupt nichts tun kann. Da liegt man auf dem charpoy, dem über einen Bettrahmen gespannten Netz, und schnappt nach Luft. Jede Arbeit wird zur Qual. Man schlägt sich auch nicht. Es ist viel zu heiß.

So ein Tag war es nicht. Es war sehr warm und etwas schwül. Das geht auf das Gemüt, da ist man schlecht aufgelegt. So war es auch in Nauschira.

Es war zu Ausschreitungen gekommen. Man hatte Banyas angegriffen. Junge Pathanen und auch andere hatten schon schreckliches angerichtet, aber noch hielt sich die Polizei für fähig, Ordnung zu wahren. Militär war nicht gerufen worden, nicht einmal das Dienstbataillon.

So war der Tag für meine Abteilung ein Tag des bloßen Wartens, ein Tag wie die anderen bisher. Wichtiges begann sich in der unmittelbaren Nähe anzubahnen, aber wir verspürten kaum etwas davon. Aber die beiden VCOs, Mukhand Ram, und Babu Ram, wie immer gut informiert, wußten was vor sich ging und machten sich Sorgen.

Ich aß noch immer im Artilleriekasino, allein an einem Tisch an dem dreißig Leute bequem sitzen konnten. Der Koch, der für die Offiziere eines Regiments gekocht hatte, kochte alleine für mich. Ram Narain bediente mich. Der Gärtner, der Kasinodiener, der Küchenjunge und der Bhisti, der den Dreck wegräumte, sie alle dienten nur mehr einem einzigen – mir. Sie machten weiter, als ob nichts geschehen wäre und nichts geschehen würde. Und ich handelte so, als ob

sich nichts verändert hätte, als ob ich einer von vielen wäre, die das Kasino benutzten. Ich wechselte auch nicht meinen Platz am großen Tisch, ich saß weiter genau dort, zwei Plätze links vom nicht anwesenden Vorsitzenden, wo ich seit meiner Ankunft in Nauschira gegessen hatte.

Am späten Nachmittag ging ich, wie oftmals schon, in den Club. Statt regem Treiben gab es nur noch einen anderen britischen Offizier, ein Captain wie ich und in meinem Alter, John Watson. Wir ödeten einander an. Also beschlossen wir, da ja niemand etwas dagegen haben konnte, einige Krankenpflegerinnen aus dem Militärhospital einzuladen, die Annehmlichkeiten des Club mit uns zu teilen. So kam es, daß Ann, Betty, Meg und Annette, alle vier Anglo-Inderinnen, der Einladung Folge leisteten und zum ersten Mal in der Geschichte des Clubs – davon bin ich überzeugt – die Anzahl der anwesenden Damen die der Herren um das Doppelte übertraf.

Der Anruf Mukhand Rams, daß ab 22 Uhr Ausgehverbot herrschen würde, erreichte mich gegen neunzehn Uhr. Ich hatte nichts zu arrangieren; Mukhand Ram machte alles, was mit der Mannschaft zu tun hatte, mit links. John Watson führte die Mädchen zurück ins Spital, so daß sie zur rechten Zeit im Schwesternheim waren. Ich ging zu Fuß nach Hause. Unterwegs hörte ich Schüsse, doch daran war ich schon gewöhnt. Die Nacht war milde und es wurde noch einige Male geschossen. Dennoch schlief ich nicht schlecht, allein und unbewacht in meinem Bungalow.

Der nächste Tag, Montag, der 8. begann mit dem Besuch zweier Offiziere, die sich hauptsächlich mit meinen Angelegenheiten beschäftigten. Colonel Lyall-Grant dürfte der Chef der Artillerie an der Nordwestgrenze gewesen sein und dürfte sich um die Sicherheit der in Nauschira zurückgelassenen Geschütze des Regiments Sorgen gemacht haben. Da sein Besuch absolut berechtigt gewesen sein dürfte und laut Kriegstagebuch zu keinerlei Konsequenzen geführt zu haben scheint, kann ich mich auch nicht mehr daran erinnern.

Anders stand es um Major Stamp. Er ist mir in Erinnerung als ein Beispiel für eine Art Offizier, von denen es zu jener Zeit einige gab. Wie ich selbst und alle andern, die unser Schicksal teilten, war er zeitweilig pakistanischem Kommando unterstellt. Er hatte seinen Besuch angekündigt und dabei erklärt, man habe erkannt, daß durch die Re-Organisation der Armee eine große Anzahl Waffen und anderer Ausrüstungsgegenstände herum liegen würden und daß jemand Arrangements für ihre Einziehung und Betreuung machen müßte. Er wäre einer derer, die damit betraut seien. Als er kam, war ich darauf gefaßt, ihm die Geschütze zu übergeben. Ich erwartete, daß ich von ihm entsprechende Instruktionen erhalten würde. Anstatt für Waffen und Ausrüstungen aber interessierte sich Stamp ausschließlich für das Mobiliar des Kasinos, das aus über hundert Jahre alten und sehr schönen Stücken bestand. Nur die wollte er haben. Er wußte besser als ich, der ich zu jener Zeit in Sachen dieser Art noch recht unerfahren war, daß das Mobiliar Eigentum des Royal Regiment of Artillery und nach der Gründung des Staates Pakistan auf die Organe dieses Staates übergegangen war. Also zog er zum Station Staff Officer und dort gelang es ihm, jenen Offizier davon zu überzeugen, daß er berechtigt sei über das Mobiliar zu verfügen, daß er damit ein gutes Geschäft machen könne, und daß seine Vorgesetzten dieses billigen würden. Ich nehme an, daß er dabei seinen Rang einsetzte und daß ein wenig Kleingeld den Besitzer wechselte. Als er zurück kam war er jedenfalls sehr zufrieden, daß er sich jetzt Besitzer dieser schönen Einrichtung nennen durfte. Am Nachmittag fuhr er fort in Richtung Campbellpur, vermutlich um dort seine Selbstbereicherungs-Bemühungen fortzusetzen.

Dazu sollte ich noch erwähnen, daß diese Einrichtung während der übrigen Zeit, die ich in Nauschira verbrachte, im Kasino verblieb, wo ich sie weiter uneingeschränkt weiter benutzte. Es würde mich nicht überraschen, wenn sie auch heute noch dort wäre und daß Stamps Bemühungen, sie sich unter seinen Nagel zu reißen zwecklos gewesen sein dürften. Wenn er dabei ein wenig Geld verloren haben sollte, würde mich das heute noch freuen.

Es waren Späße dieser Art mit denen ich den Tag verbringen mußte, so daß die wesentlich wichtigere Meldung, die Grand Trunk Road wäre bei Pabbhi gesperrt, erst nachträglich, nach den laufenden Einträgen über Nebensächlichkeiten, in mein Kriegstagebuch aufgenommen wurde.

Pabbhi ist ein großes Dorf, das sich halbwegs zwischen Nauschira und Peschauer die Hauptstraße entlang erstreckt. Zum Unterschied von den genannten Städten aber hatte Pabbhi keine Garnison. Die Polizei war dort die einzige Stütze der Ordnung und die war nicht länger fähig gewesen, die Hauptstraße für den Verkehr zu sichern. Das muß man sich einmal vorstellen – hier war die Grand Trunk Road blockiert, nicht nur die Hauptstraße der Provinz, die einzige Ost-West Verbindung im ganzen Norden des neuen Staates, und dieser hatte nicht die Mittel, sie wieder zu öffnen!

Es ist aber auch erstaunlich, wie schnell man sich an das ungewöhnliche gewöhnt. Den ganzen Tag über war in Nauschira geschossen worden. Ich hatte die Schüsse natürlich gehört und war auch von meinen Leuten von einigen der Ereignisse in der Stadt unterrichtet worden und doch kam die erste Eintragung darüber erst um 19 Uhr.

Was mir bis später unbekannt blieb, war daß der Polizeichef von Nauschira gegen neun Uhr am Abend des 8. September das militärische Hauptquartier um Unterstützung ersuchte. Soviel ich weiß, wurde dem Ersuchen sofort stattgegeben. Eine Kompanie der Frontier Force, selber Pathanen, wurde in die Stadt beordert. Es war aber zu spät um jeder Polizei-Patrouille, die die Ausgangssperre kontrollieren sollte, vorschriftsmäßig eine Militäreskorte beizugeben. Dazu fehlten auch Offiziere. Die VCOs stritten untereinander.

So waren in der Nacht auch einige Soldaten im Basar. In einigen Fällen gaben sie Schüsse ab, um Plünderer zu zerstreuen. Mit größerem Erfolg als gegen die Urheber des Übels gingen sie aber gegen Hindus vor, die auf der Flucht aus ihren Häusern die Ausgangssperre verletzten.

Am Dienstag, 9. September, waren mit dem Morgengrauen hunderte, später tausende von Pathanen nach Nauschira gekommen. Mit den Gebetsrufen hatten die Muezzine in den Dörfern in Einvernehmen mit ihren Mullas zur Rache an den Ungläubigen aufgerufen.

„Wie sie uns Jahre lang erpreßt haben, wie sie die unseren geschändet, gequält und erpreßt haben, wie unsere Brüder in Hindustan behandelt werden, so soll es ihnen nun ergehen. Sie sitzen dort im Basar, umgeben von ihrem Reichtum, den von ihnen ergatterten Besitztümern und fressen Schweine und andere Tiere, die unrein sind. Nehmt ihnen, was sie haben, denn sie haben es zu Unrecht. Von Euch und von Euren Vätern haben sie es genommen und Euch gehört es. Zu Unrecht sitzen sie hier in unserer Stadt Nauschira und saugen Euch das Blut aus den Adern. Zu Unrecht atmen sie die Luft unserer Heimat, zu Unrecht trinken sie ihre Wasser. Mit ihrem Kot verunreinigen sie unsere Flüsse, die sie außerdem noch von ihren Kühen besudeln lassen. Eure Töchter haben sie genommen und Eure Schätze geraubt. Uns hat der große Ali Jinnah jetzt den

Weg eröffnet und die Ungläubigen aus dem Westen haben ihren Schutz von ihnen genommen. Gehet hin und nehmt Euch, was das Eure ist. Tötet sie, wenn sie sich Euch widersetzen! Nehmt ihre Frauen und Töchter, wie sie Eure Frauen und Töchter und die Eurer Eltern genommen haben. Bringt sie dem Herrn, wenn sie den Herrn sehen wollen, denn der Herr ist groß und Mohammed ist sein Prophet. Wenn sie sich aber wehren, tötet sie. Marna! Marna! Marna!”

Mit „Marna“ auf den Lippen gingen denn auch die Pathanen in die Stadt und den ganzen Tag widerhallten ihre Mauern von den Rufen „Marna, tötet sie!”

Der Vorgang war einfach. Pathanen waren in der ganzen Stadt. Schlägertruppen gingen in die einzelnen Gewölbe und forderten die Inhaber auf, ihre Habe herauszugeben und sich zu Allah zu bekehren. Die Hindus flüchteten, sobald sie die Schlägertruppen kommen sahen. Sie hatten viel zu viel Angst um sich zu wehren. Diejenigen, die gefangen wurden, wurden beschimpft, geschlagen, getreten und umgebracht.

Es ist ein schönes Spiel, wenn man stärker ist als der andere, den man haßt. Man sagt ihm, er sei ein Hinduschwein, ein Kühe-Anbeter. Er wirft sich zu Boden, hebt die Hände und bittet um Gnade. Das ist genau das, was man von so einem feigen Kerl erwartet. Die Verachtung steigt. Bah, man tritt ihn. Der Fuß trifft ihn am Bauch und er krümmt sich. Er schreit! Das aber darf er nicht, dieses feige Hindu-Luder. Ein Freund tritt dazu, legt einem die Hand begütigend auf den Arm und sagt: „Laß ihn, er ist Deines Zornes nicht wert!” aber er hat einen doch erzürnt. Ja, der Freund hat recht, er ist meines Zornes nicht wert, aber sein bloßes Dasein hat meine Wut erregt. Er ist doch nur ein Wurm, wie er daliegt zu meinen Füßen. Was ist schon ein Wurm? Ein Ungeziefer ist das – weg mit ihm. Noch ein Tritt und noch einer, wo es am meisten weh tut. „Ach, laß das,” sagt der Freund, „er verreckt ja schon. Mach Deine Hände nicht schmutzig an ihm.” Dann gehen sie. – Der nächste der vorbeikommt, gibt ihm den Gnadenstoß und hält das für ein Verdienst.

Keiner ist eine Insel. Das sagte schon Donne. Jeder Mensch ist ein Teil von etwas. Wir gehören zu Gruppen. Unsere Schicksale werden dadurch gelenkt, daß wir bestimmten Gruppen angehören.

Nur am Ende ist jeder für sich allein.

In der Masse glauben wir uns manchmal von den andern unterstützt. Eine Massenpsychose kann von uns Besitz nehmen und dann werden wir zeitweilig so tapfer, wie es die Zahl der uns umgebenden Gleichgesinnten rechtfertigt. Aber auch das ist nur dann der Fall, wenn wir vorher – durch die Worte eines Führers – zum Mut aufgerufen worden sind.

Sonst sehen wir in uns nur den Einzelnen. Wie viele der unseren uns auch umgeben, wenn wir einer Schar von „anderen” begegnen, wir denken, wir sind allein gegen sie. Wir glauben, wir sind ihnen unterlegen, wir sind nur einer gegen viele. Die andern auf unserer Seite helfen nicht, Sie selbst haben Angst. Es ruft sie niemand zu unserer Hilfe.

Nur so läßt sich erklären, wie Hunderte und Tausende sich von wenigen Wächtern herumtreiben lassen, Wächtern, denen die Bewachten kollektiv mit bloßer Muskelkraft in Sekundenschnelle den Garaus machen könnten.

So ging es den Hindus und Sikhs in den muslimischen Landesteilen.

„Wir sind dreitausend hier. Vielleicht wird man sich nicht an uns trauen, vielleicht aber doch. Im Pandschab sind schon tausende umgebracht worden. Sind wir wirklich dreitausend? Wir sind es nicht. Unter uns sind tausend Kinder und tausend Frauen. Und dreihundert Alte. Dann sind ja nur siebenhundert übrig. Und wenn sie alle, die ganzen siebenhundert so verlässlich sind, wie mein Nachbar, der feige Kerl, dann hat das auch nicht viel zu sagen. Was für Waffen haben wir denn? Ich habe das Küchenmesser meiner Frau.

Wie viele sind die anderen? Hier in Nauschira gibt es doch mindestens fünfhundert und dann gibt es zweitausend in Risalpur. Und zwischen hier und Peschauer da gibt es zehn-, zwanzigtausend.

Wir haben keinen Führer. Die Polizei ist jetzt muslimisch. Die Sikhs, die noch dabei sind, die werden sie schnell umbringen. Gott sei Dank, daß noch ein paar Hindu Soldaten hier sind. Die Jats sind auf unserer Seite. Die Artillerie sind Ahire. Die werden auf unserer Seite sein und die haben Waffen.

Was aber wird sein, wenn die nicht mehr da sind? Man wird sie anderswo hinschicken und dann ist niemand mehr da, der uns schützt. Unter den Pathanen habe ich so manchen gesehen, der größer und stärker ist, als ich. Außerdem haben sie doch alle Gewehre, auch wenn manche noch Vorderlader sind. Umbringen können sie mich mit einem Vorderlader genau so wie mit einem Hinterlader, wahrscheinlich ist es sogar noch viel scheußlicher. Außerdem tragen sie alle Messer. Die sind ganz spitz und jedes hat drei Kanten. Alle drei Schneiden sind geschliffen. Wenn einem so 'was in den Bauch fährt!

Neulich hat mir einer dieser Schufte sein Messer gezeigt. Daran war eine Tassel. Ich weiß, was das heißt. Mit dem Messer hat er schon einmal jemanden umgebracht. Vielleicht hängt er eine zweite dran. wenn er mich damit umgebracht hat. Oh meine Frau, oh meine Kinder!

Wie kommen wir hier heraus? Wir sitzen doch in einer Falle. Es gibt nur zwei Wege von hier nach Indien, die Straße und die Bahn. Beide gehen durch den Pandschab. Wie sollen wir dort durchkommen? Und vorher gehen beide, Bahn und Straße, über die selbe Brücke über den Indes, bei Attock. Die Zufahrt zur Brücke führt durch die Hügel dort. Auf denen sitzen sicher die Pathanen. Maschinengewehre haben sie ja auch. Da wird uns keine Militäreskorte etwas nützen. Was könnten die tun? Wenn sie uns erschossen haben, können die Soldaten uns rächen. Aber dann sind wir schon tot.

Oh mein schönes Weib, meine lieben Kinder, was habe ich getan euch in dieses Höllenloch zu bringen? Nie hätte ich diesen verfluchten Engländern trauen sollen. Sicherheit hat man uns versprochen. Ganz Indien sollte eins sein und überall sollte jeder Inder sicher sein können. Und jetzt das! Wir sind verraten und verkauft. Ihr Götter helft uns. Es ist keiner da uns zu helfen, außer Euch ... “

So dachten die Männer in der Stadt.

Wen wundert's, daß ihnen die Angst ins Gesicht geschrieben stand?

Die Polizei, so weit sie aus Sikhs bestand, verzog sich. Die Sikhs hatten keinerlei Autorität mehr und Sikh Polizisten wurden genau so mißhandelt, wie andere Sikhs. Die muslimischen Polizisten sahen meist tatenlos zu. Man kann es ihnen auch verdenken. Hier waren Bürger des eigenen Landes, Anhänger der neuen muslimischen Freiheit, die die verhaßten Andersgläubigen angriffen, die mit absoluter Sicherheit nach Indien, jetzt Feindausland, ausreisen wollten, und da sollten sie zu Gunsten dieser Feinde eingreifen? Hätten sie sich zu stark engagiert, wer weiß, was ihnen später von muslimischen Politikern, jetzt an der Macht, vorgeworfen worden wäre. Sie wären zu Hindufreunden geworden, wie man deutschen Polizisten in ähnlicher Lage vorgeworfen hätte judenfreundlich zu sein.

Es wurde geschossen. Pathanen sind nicht nur mit Messern bewaffnet, Fast jeder Pathan besaß ein Schieß Eisen irgendeiner Art. Viele der Schüsse waren dazu angetan, die Opfer zu erschrecken, doch manche galten auch den Opfern selbst.

Nach Anbruch des Tages strömten weitere Pathanen aus den Dörfern der Umgebung in die Stadt. Man könnte ja beim Plündern zu kurz kommen! Es gab niemand, der diesen Leuten den Zutritt zur Stadt verweigert hätte. Rechtliche Möglichkeiten hätte es schon gegeben, um dies zu erzwingen, aber die Behörden wollten es ja gar nicht. Auch in Abwesenheit einer gerichtlichen Verfügung hätten intelligente Polizisten guten Willens den hereinströmenden Tunichtguten genügend Hindernisse in den Weg stellen können, um sie von der Stadt abzuhalten. Es geschah aber nichts.

Im Laufe des Vormittags ging das Randalieren, gefolgt von Plünderungen weiter. Für die Pathanen war es ein Volksvergnügen, Es geschahen Morde und Vergewaltigungen, Raub und Totschlag, sowie Brandschatzungen.

Bei den Behörden wurde es bald klar, daß alle bisherigen Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der Ordnung gescheitert waren und daß man Hindus und Sikhs, die sich in der Stadt befanden, evakuieren mußte um wenigstens ihr Leben zu bewahren. Doch wohin mit ihnen? Hier fiel die zu erwartende Entscheidung. In Nauschira gab es nur eine verlässliche, weil einheitlich nicht aus muslimischen Truppen bestehende Einheit – die Rear Party, 8th Field Regiment RIA, mit fünfzig Mann und einer Kaserne, die fünfhundert Mann aufnehmen konnte. Zu denen sollten die ganzen Hindus und Sikhs geschickt werden, dann könnten Inder auf Inder aufpassen und die Muslime, die Pakistanis wären frei von jeder Verantwortung.

Das Ersuchen an mich die Kohat Lines zum Flüchtlingslager umzufunktionieren, erreichte mich um 15 Uhr.

Es schien nicht schwierig zu sein, dem Ersuchen Folge zu leisten. Die Baracken standen leer. Charpoys (Betten) gab es auch und die konnten von den eintreffenden Flüchtlingen dem Lager entnommen werden. Die hauptsächliche Schwierigkeit schien mir in der Anwesenheit von Frauen zu liegen, da dies beim Waschen und bei der Benutzung von Latrinen berücksichtigt werden mußte. Ich bat Mukhand Ram entsprechende Vorkehrungen zu treffen und dafür zu sorgen, daß Frauen und Männer in separaten Räumen untergebracht werden könnten. Er gab die nötigen Befehle und die Arbeiten wurden ausgeführt.

Aus der Richtung der Stadt hörten wir immer wieder Schüsse, gelegentlich auch

Maschinengewehrfeuer. Ich hielt die Abteilung unter Waffen, auch die Mannschaften, die anderweitig beschäftigt waren. Die Ausgabe scharfer Munition war vorbereitet, war aber noch nicht erfolgt.

Im Laufe des späteren Nachmittags erfuhr ich, daß eine Eskadron Panzerwagen der Skinner's Horse aus Risalpur nach Nauschira beordert worden war. Ansonsten gab es nur Gerüchte, allerdings sehr beunruhigender Art. Ich bin ein Mensch – und war es damals schon – der von Gerüchten keine Notiz nimmt, aber leider waren dann einige doch noch wahr.

Wir werden zum Flüchtlingslager

Um 18.30 Uhr war es schon ziemlich dunkel. Ich war im Orderly Room, das ich ja zu meinem Hauptquartier gemacht hatte, als Babu Ram hereinstürzte und die Ankunft des ersten Flüchtlingskonvois ankündigte. Ich ging hinaus und sah als erstes einen Panzerwagen der Skinner's Horse. Dahinter waren etliche Militär-Lastwagen ohne Schutzplanen und voller Menschen. Männer und Frauen, junge und alte, Kinder, und ihre Habe, dicht gedrängt. Von jedem Wagen kam lautes Klagen, Heulen und Schreien. Es waren Leute, die soeben ihre Heimstätten mit allem, das sie nicht auf die Lastwagen bringen konnten, verloren hatten. Sie wußten, daß sie die Räume, in denen sie in vielen Fällen ihr ganzes bisheriges Leben verbracht hatten, nie wieder sehen würden. Manche ihrer Lieben waren vor ihren Augen umgebracht worden. Gegen sie hatte der Haß der Muslime gebrandet. Nur die Gegenwart des Militärs in der Stadt hatte ihnen die Möglichkeit gegeben ihr nacktes Leben – und das nur vorläufig – zu retten. Wahrscheinlich hätten auch Menschen aus westlichen Ländern ihrem Leid unter solchen Umständen lauthals Ausdruck gegeben. Die Inder pflegen sich da nicht zurückzuhalten. Es war schon recht grauenhaft.

Einer meiner Havildars und ein paar Mann waren schon dabei, die Laster zu den Baracken zu weisen. Dabei ging mein schöner Plan flöten, nach dem Baracke Nr. 19 zuerst, Nr. 31 als zweite belegt werden sollten. Nr. 31 war die erste Baracke am Weg und alle strömten hinein.

Auch meine Ansicht, daß Männer von Frauen getrennt werden sollten, wurde von den Flüchtlingen nicht geteilt. Sie sahen das Gegenteil als selbstverständlich an. Familien blieben zusammen und angesichts des Jammers, der mich umgab und von dessen Ausmaß ich mir überhaupt keine Vorstellung gemacht hatte, fand ich es auch selbstverständlich.

Beim Abladen der Laster stellte sich gleich heraus, wie unsicher die Flüchtlinge auch noch auf den Militär-Lastern gewesen waren. Die Fahrer der Laster waren nämlich auch Muslime und ebenso die Besatzungen der eskortierenden Panzerwagen. Die Einstellung der Fahrer wurde sofort deutlich durch ihr Verhalten bei der Entladung Fahrzeuge. Jeder Militär-Fahrer hatte die Pflicht beim Entladen seines Fahrzeugs Hand anzulegen, um schnellstmöglich wieder fahrbereit zu sein. Diese Fahrer aber weigerten sich schlicht und einfach hier zu helfen und sie und die Besatzungen der Panzerwagen sahen mit finsterner Miene zu, als meine Leute, wo sie konnten, den Ankömmlingen an die Hand gingen.

Unter den Flüchtlingen befanden sich auch Verwundete. Viele waren geschlagen worden und hatten blaue Flecken und Ähnliches, wie von Schlägereien, aber andere hatten auch Messer- und

sogar Schußwunden. Die sieben, die am übelsten zugerichtet waren, wurden in das Orderly Room gebracht. Alle waren Männer und sie wurden von ihren gesamten Familien begleitet. Ich staune noch heute, wie sich ein Raum, der noch Augenblicke vorher von der gesamten Abteilung fast als Heiligtum betrachtet worden war, sich so schnell in absolutes Chaos verwandelte. Wir hatten einen als Sanitäter ausgebildeten Mann in der Abteilung, der aber war vollkommen überfordert.

In der Nähe, im Militärhospital befanden sich mehrere ausgebildete Ärzte und es schien mir also naheliegend, daß einer von ihnen schnellstmöglich geholt werden müßte. Also rief ich im Spital an und verlangte dringend Hilfe.

Ich hätte mir die Mühe sparen können. Ich kam über die Zentrale nicht hinaus. Die Qualität der Telefonisten in der indischen Armee war im allgemeinen nicht schlecht, wenn sie aber nicht wollten, dann wollten sie nicht. Dann verstanden sie kein Englisch und selbstverständlich auch kein Urdu, denn alle waren sie ja Madrassis, denen das Urdu noch viel fremder ist, als das Englische. Dieser Mann wollte nicht. Wahrscheinlich hatte er es mit der Angst zu tun. Ich kam über ihn nicht hinaus.

Nun es war ja nicht so weit zum Spital. Ich lief hin.

Es ist merkwürdig, wie man sich immer nur an Bruchteile erinnert. Ich erinnere mich an die Dunkelheit, an den warmen Abend, daran dass ich gelaufen war. Ich erinnere mich an einen Offizier, einen Militärarzt, mit dem ich sprach und an das Gefühl des absoluten Frust nach einem kurzen Gespräch. Ich habe keinerlei Zweifel – der Mann war ein Hindu, also gehörte er, wie alle andern Ärzte im Spital, der selben Volksgruppe an, wie die, die in meinem Büro verbluteten – aber er kam nicht. Es könnte von ihm und seinen Kollegen nicht verlangt werden, sie wären für das Spital verantwortlich, für die Soldaten, die im Spital lagen, sie hätten nichts mit Zivilisten zu tun, das sei Sache der Gesundheitsbehörde und der zivilen Ärzte. Nichtsdestoweniger muß er am Ende zugestimmt haben, einen Ambulanzwagen zu schicken. Das schien mir unlogisch. Aber eine Ambulanz wird ja nicht von einem Militärarzt begleitet.

Jedenfalls, es kam keiner.

Innerhalb einer halben Stunde war ich zurück.

Die Ankunft des zweiten Flüchtlingskonvois wurde durch eine Garbe Maschinengewehrfeuer angekündigt. Ich stürzte hinaus, einige meiner Leute mit mir. Das Bild, das sich bot, war gräßlich. Die Lichter der Wagen beleuchteten die Szene. Wiederum waren die Flüchtlinge eng gepfercht auf den Armee-Lastern, schreiend, heulend und klagend. Auf einem der Wagen waren die Wunden ganz neu – der begleitende Panzer hatte gerade direkt auf den Wagen gefeuert. Die Menschen schrieten, deuteten auf den Panzer. Der den Panzer kommandierende Havildar der Skinner's Horse war auf einmal da, salutierte und sagte: „Sahib, the gun jam.“ Das Maschinengewehr war auf einmal – so – ohne sein Wollen, er wisse nicht wie, los gegangen. Ja, er werde den Schützen seinem Kommandanten melden. Der Mann war blaß vor Angst. – Wie war es wirklich gewesen? Wie konnte ich das wissen?

Noch heute mache ich mir Gedanken darüber, was ich hätte tun sollen. Außer, daß ich dem Mann befahl, den Vorfall seinem Kommandanten zu melden, tat ich nichts. Ich nahm keinen Namen,

auch die Nummer des Panzers habe ich nicht notiert. Ich habe den Schützen nicht aus dem Panzer geholt. Ich habe ihn weiter fahren lassen.

Es mag sein, daß ein Offizier mit mehr Erfahrung, als ich sie damals besaß, alles viel besser gemacht hätte und ich bin auch der Meinung, daß meine Autorität damals respektiert worden wäre. Wie dem auch sei, ich unternahm nichts um jene Tat zu ahnden. Zur Zeit schien mir, daß meine Aufgabe darin bestand, die vielen Menschen zu versorgen, die vor mir waren, durch das Grauen zu mir gelangt waren und bei mir Schutz suchten. Und ich dachte auch – das weiß ich noch heute – was soll das? Der Mann ist ein Muslim und dieses ist ein mohammedanisches Land. Er hat auf Hindus geschossen, was wird ihm schon deswegen passieren? So wandte ich mich der Aufgabe zu, seinen Opfern vom Lastwagen zu helfen, sie in die Baracken einzuweisen, die Toten und Verwundeten zu bergen.

Das Maschinengewehrfeuer aus dem Begleitpanzer war nicht der einzige Grund für die vielen Toten und Verwundeten. Auf der die Brücke über den Nala beherrschenden Landzunge hatten sich Pathanen installiert und schossen fröhlich und munter in die vorbeifahrenden Flüchtlingskonvois hinein. Sie saßen dort den ganzen Abend und sollten es noch mehrmals tun. Trotz der Einfachheit einer Räumung dieser Position – ein paar Polizisten hätten es gekonnt – wurde die ganze Nacht über nichts gegen diese Stellung unternommen.

Die nächsten zwei Stunden vergingen mit einer Anhäufung des Grauens. Vor meinen Augen starben Menschen. In den Armen ihrer Angehörigen, und die waren voller Angst. Sie sahen, wie das Schicksal ihre Lieben ereilt hatte und zu der Angst vor der ungewissen Zukunft kam noch der Schrecken der Ermordung und die Furcht, daß das eigene Schicksal bald nicht anders sein möge. Ja, sie glaubten, daß es nicht anders sein würde und viele hatten ja auch recht. Es war ein Heulen und ein Klagen, ein Jammern, wie ich es mir nie hatte vorstellen können und wie ich hoffe, es nie wieder miterleben zu müssen. Der Tod eines alten Mannes machte einen ganz besonderen Eindruck auf mich. Er rief laut etwas, das ich nicht verstand, dann sackte er zusammen und drei oder vier junge Frauen stürzten sich auf ihn, weinend, klagend und schreiend. War es ihr Vater? – Doch auch das war nur einer unter vielen.

Natürlich waren auch Frauen unter den Verwundeten. Sie waren weniger auffällig, man kümmerte sich nicht so sehr um sie. Sie lagen oder saßen auf dem Boden oder an den Wänden. Manche wimmerten, andere waren ruhig. Ihre Augen zeigten ihr Leid oder sie hielten sie geschlossen. Manche wiegten sich langsam in ihren Schmerzen. Eine Frau war in einer Ecke. Sie trug einen schmutzig weißen Sari, der langsam immer blutiger wurde. Das Blut schien von der Schulter zu kommen. Es erstarrte schnell.

Überhaupt ist das so eine Sache mit dem Blut. Man spricht von Schlachtfeldern und sagt, sie wären von Blut getränkt gewesen, das Wasser eines Stromes habe sich vom Blute der Gefallenen rot gefärbt, das Blut sei die Straße herunter gelaufen. Das ist poetischer Unsinn. Ich glaube, ich hatte so viele Verwundete im Orderly Room und im Eingangsbereich, wie auf vielen Schlachtfeldern gelegen sind. Das Blut floß und, sicher, am nächsten Morgen mußte einiges gereinigt werden. Aber es waren keine Ströme von Blut, die den Fußboden hinunterflossen, es waren kleine Lachen, Flecken, Tropfen. Hauptsächlich verunreinigte das Blut die Kleidung der Betroffenen. Die Stoffe wurden gründlich in Blut getränkt, dann erstarrte es zu dunkelbraunem Schmutz – und stank. Blut stinkt schrecklich, vielleicht stinkt es in Indien noch schrecklicher als

sonst wo.

Und sonst stank es natürlich auch. Menschen, die verwundet sind, können sich nicht so kontrollieren, wie wenn sie gesund und normal sind. Wir hatten nichts, mit dem wir helfen konnten. Wir hatten einen Sweeper, der den Dreck wegputzte, so schnell es ihm möglich war. Er wenigstens wußte, was er zu tun hatte, und er tat es mit der diesen Leuten eigenen Intensität und Hingabe.

Im Hintergrund fielen häufig Schüsse, was die Nerven nicht gerade beruhigte. Einige Schüsse schienen ganz aus der Nähe zu kommen, wahrscheinlich von der Westseite des Kasernen-Komplexes. Momentan lösten sie die Spannung, gaben uns etwas anderes zu tun. Meine Reaktion war falsch, entsprach der Emotion, war unüberlegt. Mit gezogenem Revolver stürzte ich hinaus, gefolgt von Babu Ram und vier oder fünf Jewans. Es war aber nichts zu sehen und um uns herum war alles ruhig. Enttäuscht kehrten wir zurück. Eine gute Schießerei, draußen, in der guten Luft wäre eine willkommene Abwechslung gewesen.

Ich hatte gleich nach der Ankunft des zweiten Transports die Mannschaft neu aufgestellt um Angriffe auf den Kasernen-Komplex zu verhindern. Eine Abgrenzung der Baracken von ihrer Umwelt bestand ja nicht – es war da kein Draht, kein Zaun, gar nichts. Jede Gruppe randalierender Pathanen hätte jede der mit Flüchtlingen gefüllten Baracken jederzeit angreifen können. Der einzige Schutz waren meine Leute, die ich nun in kleinen Gruppen um die Baracken patrouillieren ließ.

Angeschlossen an die Kasernen waren auch die Quartiere der Familien der Soldaten des Regiments. Es waren nicht viele, die die Erlaubnis erhalten hatten, ihre Familien bei sich zu haben. Die, deren Familien in Nauschira sein durften, waren anständige Leute, so daß die Familien nie zum Problem geworden waren. Man hatte sie kaum bemerkt. Jetzt aber wurden sie plötzlich zum Problem, denn sie waren ja Hindus und als Angehörige des Regiments noch mehr schutzbedürftig, als sonst jemand. Wir bürgten für ihre Sicherheit gegenüber den abwesenden Gatten, Regiments-Kameraden, die ihrerseits im Pandschab die Ruhe herstellen sollten. Nun mußte auch für die Sicherheit ihrer Quartier eine kleine Abteilung abgestellt werden.

Und dann, endlich, kam die Ambulanz. Es war ein Kleinlaster mit zwei Mann Besatzung und dann erklärte man mir umständlich, ja, sie sollten wohl Verwundete abführen, aber nicht ins nahe Militärhospital, ganz wo anders hin, viel weiter weg – und dann natürlich nur mit einer Eskorte. Ich sagte ihnen, sie sollten sich um die Verwundeten kümmern und sonst nach eigenem Ermessen arbeiten. Eine Eskorte erhielten sie nicht. Woher auch? – Ich weiß nicht ob sie meinen Weisungen folgten.

Ich glaube eher nicht, denn viel später sah ich sie bei ihrer Ambulanz herumstehen, Zigaretten rauchend.

Mein Tagebuch besagt, daß um 20 Uhr Captain Harbans Singh erschien, mit Weisungen, das Kommando des Flüchtlingslagers zu übernehmen. Um 22 Uhr inspizierte ich die Kaserne. Dabei notierte ich, daß sich an die zwanzig bis dreißig Tote und Sterbende in den Gebäuden befanden. Um 22:30 Uhr erschien ein Militärarzt mit Sanitätern und Erste-Hilfe-Ausrüstung.

Wenn ich das jetzt lese, sage ich mir, daß das Hauptquartier der Brigade doch nicht ganz so schlecht gearbeitet hat. Schon in den ersten Stunden wurde ein Lagerkommandant ernannt und dann war es Iftikhar Khan auch noch gelungen, einen Militärarzt zu organisieren, der sich traute zu uns zu kommen. Und der von ihm ernannte Lagerkommandant war noch dazu ein Sikh und als solcher auf jeden Fall eine gute Wahl, denn er war auf der Seite der Flüchtlinge und kein schlechter Offizier. Zur Zeit aber fand ich das alles bei weitem nicht gut genug. Viel zu viel war in kurzer Zeit geschehen und Stunden lang waren die Mittel, mit denen wir versuchten das Unglück zu mildern, gänzlich unzureichend gewesen.

Irgendwann zwischen 20 und 22 Uhr muß Harbans Singh von mir im Orderly Room übernommen haben. An die Inspektion um 22 Uhr kann ich mich noch gut erinnern. Ich ging die Runden mit Mukhand Ram und Babu Ram. Solche Inspektionen waren ja in der Armee an der Tagesordnung und auch an jenem Abend unterschied sich das Zeremoniell in nichts vom üblichen Vorgang. Als Rangältester ging ich vornweg, danach die anderen in Rangordnung. Diesmal aber war der Zweck die Feststellung der Lage, nicht die Ordnung. Die beiden vizeköniglichen Offiziere hatten ganze Arbeit geleistet und die Flüchtlinge überall hingeleitet, wo für sie Platz war. Gerade, daß die Mannschaft selbst noch Platz zum schlafen hatte. Wo immer Flüchtlinge waren, hatten sie sich in Familiengruppen niedergelassen, fast so wie Menschen es am Strande tun. Wo Platz war hatten sie sich breitgemacht und statt Badeausrüstung hatten sie die wenigen Sachen, die sie aus ihren Heimen mitgebracht hatten. Die meisten hatten ihre eigenen Decken, viele auch Teppiche, manche hatten Lampen und kleine Kästchen mit diversen Habseligkeiten. In manchen Fällen saßen die Familien noch beieinander, einige aßen, einige hatten sich schon zum schlafen auf den Boden gelegt. Jene die schliefen, taten dies trotz des Lärms, trotz des Lichts und trotz des ständigen Surrens der Ventilatoren. Doch schon jetzt breitete sich der Geruch aus, der später für dieses Lager so typisch werden sollte und der sich aus Urin, Schweiß und Exkrementen, wie auch den Ingredienzen der indischen Nahrung, zusammensetzte.

Trotzdem wir versucht hatten, alle Schwerverwundeten ins Orderly Room zu bringen oder sie zumindest am Südeingang zu halten, hatten einige Familien ihre Verwundeten in die Baracken mitgenommen und so lagen nun auch Sterbende und Tote hier.

Wir gingen alle Schlafsäle ab und besuchten jeden Posten. Der militärische Teil meines Verantwortungsbereichs war in Ordnung, der zivile aber überhaupt nicht.

Um 01:30 Uhr am 10. September kam der dritte Flüchtlingstransport an. Obwohl er nicht von den Muslimen der Skinner's Horse, sondern von Hindus des Jat Regiments in Kompanie-Stärke begleitet war, bot er einen ähnlichen Anblick, wie seine Vorgänger.

Die vorhandenen Helfer, Arzt, Sanitäter, sowie die zur Hilfe herangezogenen Soldaten hatten gerade begonnen etwas Ordnung und Erleichterung in die Masse der im Orderly Room herumliegenden Menschen zu bringen, als die Jats begannen die nächsten Opfer hereinzuschleppen. Die Szenen von vorher wiederholten sich, nur jetzt in noch gedrängteren Umständen. Dieser Transport war der größte. Mukhand Ram übernahm die Einweisung der unverletzten Ankömmlinge und mußte jetzt auch die Baracke Nr. 19 öffnen. Da er aber nicht alle neuen dort unterbringen konnte, mußten die bereits früher angekommenen in den andern Baracken enger zusammenrücken.

Die Jats, die unter dem Kommando eines vizeköniglichen Offiziers standen und, so viel ich weiß, den letzten Rest des noch vor kurzem recht verlässlichen Bataillons bildeten, waren müde, aber noch immer fähig die Wache für die Flüchtlingsbaracken zu übernehmen. Sie waren zwar ein integraler Teil der Brigade, welche die Zivilmacht in Nauschira unterstützen sollte, waren aber, außer jetzt ganz zum Schluß als Eskorte für die letzten Flüchtlinge, nicht verwendet worden. Wir teilten sie also in zwei Züge von je dreißig Mann, von denen der eine die Absicherung der Baracke Nr. 19, der andere die der beiden anderen Baracken übernahm.

Während all dies von statten ging, wurde es immer deutlicher, daß die Stadt Nauschira dabei war, in Flammen aufzugehen. Die Schiessereien hielten unvermindert an, als sich der Himmel immer rötlicher färbte und am Ende auch das Geräusch der brennenden Häuser zu uns drang. Bald war es klar, daß kaum jemand, der sich noch in der Stadt befand, mit dem Leben davon kommen würde. Als die Flammen endlich abzusinken begannen, fielen auch weniger Schüsse und es war wohl nicht lange, bevor die Nowshera Brigade auf den rauchenden Ruinen die Ordnung wieder hergestellt haben mochte.

Einige Zeit nach zwei Uhr morgens war es klar, daß in dieser Nacht keine weiteren Flüchtlinge zu uns kommen würden. Die Flüchtlinge, denen wir helfen konnten, waren so weit versorgt, als wir dazu fähig waren. Alle waren verhältnismäßig sicher hinter einer Postenkette von nunmehr fast 110 Mann, auf die, zumindest was ihre Sympathien betraf, absoluter Verlaß war. Es war daher möglich, die ermüdeten Soldaten wieder etwas ruhen zu lassen und so ließ ich, nachdem die Wachen eingeteilt worden waren, den Rest der Leute abtreten.

10. bis 13. September 1947

Danach war alles ruhig. Ich schlief in meinem Bungalow wie üblich und vertraute darauf, daß niemand einem Europäer etwas anhaben würde. Zu meinem Glück hatte ich recht damit. Ich war mir der Gefahr bewußt. Von der Kaserne war der Bungalow entlegen, dazu war er unbewacht und recht einsam, aber dort war mein Bett und dort war ich zu Hause. Also schlief ich dort. Es hätte auch meinem Stolz nicht genüge getan, wäre ich nicht zu meinem Bungalow zurückgekehrt. Ich fühlte mich in der Tradition der Europäer, die sich durch nichts aus der Ruhe bringen lassen, auch wenn die Einheimischen verrückt spielen. Auch wenn sie einander reihenweise abschlachten, das Vergnügen einen Offizier zu sehen, der es nicht wagte in seinem eigenen Bett zu schlafen, sollten sie nicht haben. Das waren meine Gedanken als ich zu Bett ging und so dachte ich auch jede weitere Nacht, bis ich schließlich aus Nauschira wegkam. Überhaupt versuchte ich so weit wie möglich, meiner bisherigen Routine unverändert zu folgen und so überraschte es mich auch nicht, als Ram Narain am nächsten Morgen mich um sieben Uhr mit einer Tasse Tee weckte. Auch das Frühstück im Kasino klappte, als ob nichts geschehen wäre.

In der Kaserne bot sich ein anderes Bild. Meine ursprüngliche Absicht, die Baracken Nr. 17 und 19 für die Flüchtlinge zu nutzen, war ja doch richtig gewesen, denn 31 und 32, in die die Flüchtlinge am Abend vorher geschwärmt waren, hatten ungenügende Wasser- und Latrinenversorgung. Also mußten wir den Flüchtlingen die Unannehmlichkeit einer erneuten Umsiedlung zumuten. Die Räumung von Nr. 31 und 32 ging jedoch verhältnismäßig schnell vor sich. Die armen Leute erkannten, daß wir es nicht taten um sie zu ärgern und gingen in ihre neuen Unterkünfte ohne sich sonderlich zu beschweren. Die Umsiedlung nahm den größten Teil des

Vormittags in Anspruch und es war Mittag, bevor ich die wieder geräumten Baracken wieder in Augenschein nehmen konnte. Selbstredend waren einige Schäden zu verzeichnen, aber diese hielten sich in Grenzen.

Mein Tagebuch sagt nichts über die neuen Quartiere der Flüchtlinge. Ich erkläre dies damit, daß das nunmehr nicht mehr in meinem Verantwortungsbereich lag. Der Lagerkommandant war Harbans Singh, der mit mir gleichrangig war. Ich war für das Detachement des 8. Feld Regiments, RIA, und für die Gebäude des Regiments zuständig und hatte daher auch die Aufgabe, das Gelände abzusichern. Davon war die Sicherheit des Flüchtlingslager abhängig. Da die Jats zu uns gestoßen waren und ich im Rang über ihrem Kommandanten stand, war auch ihre Verwendung ein Teil meiner Verantwortung. Die Interna des Lagers aber gingen mich seit Harbans Singhs Ankunft nichts mehr an, sie waren seine Sache und darüber war ich auch sehr froh.

Während ich also für meine eigene Sicherheit keine großen Bedenken hatte, war ich anderer Meinung über die der Flüchtlinge. Man hatte diese Leute aus ihren Häusern vertrieben, man hatte auf sie Geschossen und im Laufe des Tages verdichteten sich auch die Gerüchte, daß eine große Anzahl von Leichen – man sprach von fünfhundert – an jenem Morgen von der Brücke in den Kabulstrom geworfen worden wären.⁹

Während die Postenkette, die wir am Abend vorher aufgestellt hatten, Ihren Zweck erfüllt hatte, war es doch klar, daß dies keine Dauerlösung sein konnte. Ohne Verteidigungswerke waren die 110 zur Verfügung stehenden Soldaten noch immer ungenügend. Für bloße Wachdienste kann man Soldaten auf die Dauer nicht zumuten vierundzwanzig Stunden am Tag Dienst zu tun. Auch Soldaten müssen sich ausruhen, essen und schlafen und so konnte ich nach der ersten Nacht immer nur die Hälfte der Mannschaft, also circa 55 Mann im Dienst haben. Das Areal hatte vier Seiten, also mußte jede Seite bewacht werden. Dazu brauchten wir eine Reserve, wofür ich eine Wachmannschaft ansetzte, also hatte jede dieser Wachmannschaften eine Stärke von elf. Normaler Wachdienst belief sich auf zwei Stunden Wache und vier Stunden Bereitschaftsdienst, so daß für jede Seite des Areals jeweils lediglich drei bis maximal vier Leute als Wachen zur Verfügung standen. Zur Bewachung und Abschottung eines freien Geländes von 2 bis 300 Meter Länge ist diese Zahl völlig ungenügend.

Um einer derartigen Situation entgegenzutreten, denkt man natürlich an Stacheldraht. Davon hatten wir aber ungenügend in unsern eigenen Reserven und so mußte ich mir von der Brigade deren Zustimmung zur Errichtung eines Verhaus und gleichzeitig den Zugang zu Stacheldrahtvorräten unter der Kontrolle der Brigade einholen. Der Station Staff Officer war jedoch sofort einverstanden und erließ den nötigen Befehl, so daß wir sogleich mit der Konstruktion beginnen konnten. Die Errichtung von Drahtverhauen ist eine Kunst, in der sich jeder Soldat schon geübt

⁹ Diesem Bericht gegenüber bin ich etwas skeptisch. Daß einige Tote in der Tat ihre letzte Ruhestätte im Kabul gefunden haben, würde ich nicht ausschließen. Einige Leichen können sicher den Fluß hinabgeschwemmt worden sein, ohne unter den damals herrschenden Umständen viel Aufsehen zu erregen. Andererseits hatten die Behörden, zivil und militärisch, am Morgen des 10. September die Kontrolle über das Gebiet des Basars wieder erlangt und daß man sich der Toten dadurch entledigt hätte, indem man sie in den Fluß warf, das halte ich für mehr als unwahrscheinlich. Allerdings könnte ich mir schon vorstellen, daß die Anzahl der Toten in die Hunderte gegangen war und von der Feuerbestattung einer größeren Anzahl, wie es rechtens gewesen wäre, habe ich nie etwas gehört.

hatte und so war die Nordseite des Areals schon am Abend des 10. September abgesichert. Aus eigenen Beständen gelang es uns auch die Ostseite mit Scheinwerfern zu bestücken, so daß die Wachen bei Dunkelheit wenigstens sehen konnten, wenn etwas los war.

Während ich im Brigade Hauptquartier war, gelangte ein weiterer Transport mit etwa fünfhundert Flüchtlingen ins Lager. Ich habe keine Aufzeichnungen darüber, woher sie kamen, halte es aber für wahrscheinlich, daß es Leute aus den Ortschaften nördlich von Nauschira waren, also aus Risalpur, Mardan, Dargai und Malakand. Dort hatte sich zur gleichen Zeit wie in Nauschira, ähnliches abgespielt. Sie kamen eskortiert von muslimischen Truppen und von Khassadaren. Diesen hatten die Flüchtlinge überhaupt nicht getraut und so waren sie völlig verängstigt. Trotz der armseligen Zustände, die sie bei uns vorfanden, waren sie überglücklich, in den Gewahrsam von Hindu Truppen zu kommen.

Am 11. und 12. September wuchs das Lager weiter. Zwei weitere Baracken wurden Flüchtlingen zugänglich gemacht, eine davon außerhalb des Regiments-Komplexes. Die Verwaltung richtete unsere Baracken nun endgültig als Flüchtlingslager ein und machte aus einer Notvorrichtung ein mittelfristiges Continuum.

Die Versorgung des Lagers mit Lebensmitteln klappte eigentlich von Anfang an, was mich heute noch sehr verwundert. Dafür muß man der Verwaltung großen Respekt bezeugen. Ich denke, man hat auf militärische Vorräte zurückgegriffen, denn durch die Unruhen waren ja alle normalen zivilen Handelswege abgeschnitten und sogar eine Notversorgung aus Vorräten im Pandschab wäre schwer zu organisieren gewesen. Die Gegend um Peschauer herum ist nämlich keineswegs fähig sich selbst zu ernähren. Dieser Teil der Nordwest-Grenzprovinz ist ein breites Tal, das im Süden, Westen und Norden durch unwegsame Berge und im Osten durch den Indus abgeschlossen ist. Peschauer selbst ist eine Großstadt, deren Bevölkerung, auch damals schon über die halbe Million gezählt haben mag. Über die Berge nach Süden führt nur eine enge Paßstraße nach Kohat, das genau wie Peschauer am Kopf eines abgeschnittenen Tales liegt. Nach Westen ging es nur nach Afghanistan, von wo damals wie heute so-wie-so nichts an Lebensmitteln zu holen war, und die Berge im Norden sind die Fußhügel des Himalaya, von wo auch nicht allzu viel zu haben ist. Was daher an Lebensmitteln nicht in der Umgebung von Peschauer produziert werden kann, und wegen der enormen sommerlichen Hitze wächst dort nicht allzu viel, das muß über den Indus kommen. Zu diesem Zweck aber stand nur die Brücke bei Attock zur Verfügung, über die sowohl die Eisenbahn (obenauf) und die einspurige Straße (im unteren Stockwerk) führten. Diese Brücke stand nun tagelang unter der Kontrolle von Pathanen Banden, die zu beseitigen keine Polizei und keine Streitkräfte vorhanden waren.

Was im Lager nicht gut klappte, waren die sanitären Einrichtungen. Die vorhandenen Anlagen waren ausreichend für 7 bis 800 meist gesunder, junger Männer aus bäuerlichen Verhältnissen, Menschen mit einem realistischen Verhältnis zum Thema der körperlichen Entleerung. Da dies Indien war, gab es auch genug Bhistis um die Benutzbarkeit der Latrinen zu gewährleisten. Nun aber wurden die Anlagen von einer vielfachen Anzahl von Männern, Frauen und Kindern genützt, von denen viele nicht jung und gesund waren und die bis kurz vorher in geordneten Verhältnissen in geschlossenen Städten gelebt hatten. Mit militärischen Latrinen indischer Bauart wurden diese Leute überhaupt nicht fertig. Die Bhistis waren zwar durch einige, die man im Basar aufgetrieben hatte, verstärkt worden, konnten aber mit den ihnen zugemuteten Aufgaben unmöglich fertig werden. Da half kein Fluchen und kein Antreiben, die Aufgabenstellung war

einfach nicht zu bewältigen. Es war eine Katastrophe und noch dazu eine, der wir machtlos gegenüber standen, denn das auch von den Muslimen übernommene Kastensystem erlaubt ja niemandem, außer den armen Haridschanas, menschlichen Dreck anzurühren oder gar eine neue Latrine zu bauen. Wer sich mit so etwas besudelt, würde sofort aus der menschlichen Gemeinschaft ausgestoßen. Er würde selbst zum Haridschan, der nicht als Menschen gilt und müßte sein weiteres Leben als Haridschan fristen. Die Möglichkeit die Latrinen zu erweitern, die ich in ähnlichen Verhältnissen in jedem andern Land jedem gesunden Lager-Insassen zugemutet hätte, die gab es für uns nur insoweit, als wir Bhistis oder Sweeper, dafür zur Verfügung hatten.

Der Gestank, der sehr bald vom Lager ausging und die ganze Umgebung überlagerte, ist mir unauslöschlich in Erinnerung geblieben. Menschliches Elend zu sehen, stört viele Menschen kaum. Es zu hören, ist schon ein wenig unangenehm. Aber es ist der Geruch des Elends, der so wirklich scheußlich ist. Er erst macht das Elend ekelhaft.

Trotzdem, die Menschen, die in jenen Tagen das Lager erreichten, waren samt und sonders dankbar, wenn auch nur für den Schutz, den wir ihnen gewähren konnten. Unter ihnen waren frisch verwaiste Kinder, verwitwete Frauen, Vergewaltigte, Verwundete, Junge und Alte, alles Menschen, die gerade alles, was ihnen teuer gewesen war, verloren hatten. Leute, die unser Lager erreicht hatten, wußten bei der Ankunft, daß sie wenigstens für die nächste Zeit in verhältnismäßiger Sicherheit waren, daß sie nicht jederzeit den Tod erwarten mußten. Dieses Gefühl der Sicherheit gaben ihnen die einhundertzehn Männer der indischen Artillerie und des Jat Regiments.

Die Gepflogenheiten des Militärs enden nicht, wenn andere Dinge in den Vordergrund rücken. Das ist gut so, denn nur so kann man die Achtung vor sich selbst aufrecht erhalten.

Die Zivilisten bei uns hatten alles verloren und viele waren zu jammernden Bündeln des Elends geworden. Man kann es aber auch so sehen, daß durch ihre Hablosigkeit auf die Ebene abgesunken waren, auf der die Soldaten nach Ende des Krieges in Indien ihr normales Leben führten. Die Soldaten jedoch hatten die Disziplin, die sie stärkte und aufrecht hielt. Daß dem so war, dafür sorgten die vizeköniglichen Offiziere.

Während der ganzen Zeit ging das militärische Zeremoniell genau so weiter, als ob nichts passiert gewesen wäre. Morgens um acht Uhr war für alle Mann, außer denen, die gerade Wache hielten, die Morgenparade und da wir ja schließlich genügend Geschütze hatten, trat immer eine Sektion mit ihren Achtzehnpfündern an. Die vizeköniglichen Offiziere inspizierten jeden Mann und es gab nie einen, an dessen Haltung oder Aussehen ernsthaft etwas auszusetzen gewesen wäre. Selbstverständlich tobten Mukhand Ram und Babu Ram bei jeder kleinsten Abweichung vom Idealzustand. Das war ihr Job. Gelegentlich zertraten sie auch einen Unglücklichen vor mich, weil es ihnen schien, daß er liederlich geworden war, aber im Großen und Ganzen war der Zustand der Truppe weiterhin sehenswert, was sich auf die Selbstachtung jedes einzelnen niederschlug. Es mag auch sein, daß die Anwesenheit mancher junger Frauen dabei nicht abträglich war, aber auf jeden Fall hatte keiner von uns einen Grund nicht darauf stolz zu sein, daß er dem Detachement des 8. Feldartillerieregiments der königlich indischen Artillerie angehörte und im Lager Nauschira seine Pflicht versah.

Im Nachhinein gesehen erfüllte das Antreten mit Geschützen einen doppelten Zweck. Einerseits

ist nach britischer und, übernommen von den Engländern, auch nach indischer Tradition das Geschütz die Fahne der Artillerie, die sonst keine Fahnen besitzt. Somit erfüllte die Gegenwart der Geschütze einen zeremoniellen Zweck, der in der Truppe zu erhöhtem Selbstbewußtsein beitrug. Andererseits aber sind Geschütze auch gefürchtete Waffen, deren Verfügbarkeit sowohl die Ängste der Flüchtlinge beruhigte, wie auch andern gegenüber deutlich machte, daß wir nicht wehrlos waren. Praktisch hatten die Achtzehnpfünder in unserer Situation kaum einen Wert, denn was kann man schon mit Kanonen gegen einzelne Banditen oder auch gegen Gruppen solcher Leute ausrichten, aber psychologisch war ihre Wirkung sicherlich groß. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich damals so schlau gewesen wäre, das alles durchgedacht zu haben. Ich ließ es einfach so weiter laufen, wie es vorher gelaufen war, aber es war richtig, was wir taten.

Auch für meine Person blieb ich den Prinzipien, die man mir eingepflichtet hatte, treu. Die Requirierung des Bungalows des Chefs des Regiments durch die pakistanischen Militärbehörden – zu welchem Zweck, das weiß ich nicht mehr – schien mir ein Verstoß gegen die guten Sitten und ich wehrte mich dagegen mit scharfem Protest. Einen Sonderbericht darüber, den ich im Zustand der Entrüstung fertigte, schloß ich im Tresor ein. Vielleicht liegt er noch heute dort.

Ein Geschehnis, über das ich am 13. September berichtete, war, daß um 09:15 Uhr ein Schuß auf die Baracke Nr. 29 abgegeben worden war. Er war aus Richtung Church Road oder von den Rangiergleisen am Bahnhof gekommen und das bald gefundene Geschoß war eindeutig Kaliber 303 Zoll, also aus einer militärischen Waffe. In Friedenszeiten war die unentdeckte Abgabe eines Schusses aus einer militärischen Waffe auf Grund der vielen Kontrollen praktisch unmöglich. Jetzt bedeutete das Auffinden dieses Geschosses für mich, daß ich mir auch um die Möglichkeit von Soldaten beschossen zu werden, Sorgen machen mußte.

Der Verfall der Disziplin beschränkte sich leider nicht nur auf die pakistanischen Truppen. Im Laufe des Vormittags am 13. September wurden einige der Bhistis von Hindu Soldaten verprügelt und zuerst nahm ich an, es wären meine eigenen Leute gewesen, die sich so vergangen hätten. Da ich das als Schande und eine Reflektion auf die Ehre des Detachements sah, war ich um einiges erleichtert, als sich herausstellte, daß die Missetäter aus den Reihen des Jat Regiments gekommen waren, unter meinem Kommando zwar, aber doch nicht aus meiner eigenen Truppe.

Ich muß gestehen, daß mich in der ganzen Aufregung um diese Sache mein Urdu so ziemlich verließ. Ich hatte zwar einmal eine Prüfung in jener Sprache bestanden und dafür sogar 100 Rupien kassiert, aber mein Verständnis davon war doch immer nur mit „ungefähr“ zu beschreiben. Bei dieser Gelegenheit war ich mit Bhistis konfrontiert, deren Jargon ich überhaupt nicht verstand, und mit Jats, die ein schwer verständliches Hindi hinlegten. Meine Leute waren aufgeregt und erwähnten Sachen, über die normalerweise nicht gesprochen wurde, so daß mein Verständnis dessen, was sie alle mir vortrugen, gegen Null tendierte. Aber ich nahm an, daß einer der Haridschanas gegen die Herren der Schöpfung aufbegehrt hatte. Da hatten die ihm gezeigt, wo's lang geht. Merkwürdigerweise muß sich ein Bramahne waschen, wenn sein Blick auf einen Haridschan gefallen ist und andere Hindus dürfen sie nicht anrühren, weil sie sich dabei schmutzig machen, aber sie zu verprügeln ist erlaubt. Ein merkwürdiges Land!

Trotz meiner im Kriegstagebuch zum Ausdruck gebrachten Befriedigung darüber, daß es nicht meine Leute waren, die die Untat begangen hatten, kann aber doch nichts darüber hinwegtäuschen, dass zumindest der zweite Teil meines operationellen Kommandos, die Jats,

nicht mehr so diszipliniert waren, wie dereinst.

Alles Routine

In Nauschira wurde nun alles wieder fast normal. Die einzigen Ausnahmen waren, daß Flüchtlinge in den Baracken lebten, daß die Latrinen fürchterlich stanken und ich jetzt der Empfänger aller Befehle aus dem Brigade Hauptquartier war und ihre Ausführung zu verantworten hatte.

Der Brigadier kam und inspizierte das Drahtverhau. Nachdem bei einer Inspektion immer etwas auszusetzen sein muß, erhielt ich den Befehl Bajonettstützen anbringen zu lassen. Wozu, das weiß ich nicht, aber nachdem sie angebracht worden waren, sah das ganze viel besser aus. Also, von mir aus ...

Harbans Singh macht Vorstellungen im Brigade Hauptquartier, daß die Flüchtlinge so-wie-so schon viel zu wenig Platz hätten und daß er wohl kaum noch weitere Menschen aufnehmen könnte, wenn nicht mehr Platz geschaffen würde. Also erhielt ich am Vormittag des 16. Instruktionen die Baracken Nr. 21 und 22 für das Lager zu übernehmen und alles Mobiliar daraus zu entfernen und einzulagern. Baracke 21 war das Garnisons-Kino. Dort konnten wir verhältnismäßig leicht hinein und auch die Räumung war nicht schwierig. Für die Baracke Nr. 22 aber war der Schlüssel nicht aufzutreiben und nach einigem hin und her mußte ich eigenhändig die Türe aufbrechen. Um zukünftige Schwierigkeiten mit der Verwaltung ob dieses Gewaltaktes zu vermeiden, tat ich das erst, nachdem ein VCO der Military Engineering Services¹⁰ zugegen war. Den Eintrag im Kriegstagebuch über, was ich da gewagt hatte, ließ ich mir noch von Babu Ram gegenzeichnen. Schließlich wollte ich nicht, daß ich für meine Verwegenheit auch noch bezahlen sollte.

Nachdem wir hineingekommen waren, wurde das Mobiliar schnell herausgenommen und auch die Verlegung des Stacheldrahtverhaus dauerte nicht lange. Schließlich waren meine Leute auf solche Aufgaben schon eingespielt.

Das Lager wuchs. Gleichzeitig aber wuchs die Unsicherheit. Neue Ankömmlinge brachten immer wieder Geschichten von neuen Verfolgungen, Brandstiftungen und Massakern. Andere Gerüchte erreichten uns durch Außenkontakte der Lagerleitung, der VCOs und einiger Lager-Insassen. Auch einge Meldungen, die uns durch Brigade erreichten, waren nicht angebracht, um die Furcht der Insassen und ihr Vertrauen zu stärken. Immer neue Namen von Städten und Dörfern, wo man die Hindus und Sikhs umgebracht und ihre Häuser vernichtet hatte, wurden genannt.

Das Entsetzen erreichte einen Höhepunkt, als die Nachrichten über den Beschuß der Eisenbahn, sowohl in Pakistan, wie auch in Indien bekannt wurden. Auf beiden Seiten der neuen Grenze waren ähnliche Zwischenfälle vorgekommen. Flüchtlingszüge waren von Einheimischen mit Maschinengewehren beschossen und dabei waren die sich darauf befindlichen Menschen dezimiert worden.

¹⁰ In etwa: Technischer Garnisons-Dienst.

Das Grauen einer solchen Aktion muß man sich vorstellen. Die Züge waren lang. Um so viele Menschen wie möglich zu befördern hatte man eine Unzahl von Waggons an die wenigen fahrtüchtigen Lokomotiven gehängt. Aber die Waggons waren nicht nur voll, die Leute wurden hineingepfercht, bis sie so gedrängt darinnen standen, wie Sardinen in der Dose. Dann kletterten noch Leute auf die Dächer, saßen auf den Puffern und hängen in Trauben von den Türen. Vorne und hinten war jeweils ein offener Waggon mit Soldaten, die dem Zug sicheres Geleit geben sollten, obwohl mir schleierhaft ist, wie ein Waffenträger am Ende des Zuges der Mitte Schutz geben soll. Militärisch gesehen war das völliger Unsinn, aber man tat es wahrscheinlich, damit die verantwortlichen Politiker sagen konnten, man habe alles menschenmögliche zum Schutz der Flüchtlinge getan. Es war aber der selbe Unsinn auf beiden Seiten der Grenze. – Diese vollkommen überfüllten und überlasteten Züge bewegten sich nur langsam. Langsam, weil man die außen hängenden, sitzenden und stehenden Menschen nicht abstreifen wollte und weil die Lokomotiven die schwere Last nicht schneller ziehen und vor allem nicht bremsen konnten. Bei jeder Steigung fuhren sie noch langsamer.

An solchen Punkten, wo die Züge wirklich langsam fahren mussten, da saßen sie. Sie saßen draußen im freien Gelände. Sie hatten nichts zu fürchten, die Mullas oder die Gurus waren bei ihnen. Das Militär war ja auch auf ihrer Seite. Die würden nichts gegen sie unternehmen. Sie hatten Waffen und vor allem, sie hatten ein Maschinengewehr, ein Vickers oder ein Bren.

Wenn der Zug kam, waren sie bereit. Erst kam die Lok, ein schnaufendes Ungetüm, dann der Tender. Dann der vordere Militärwaggon.

Aufpassen, das sind unsere Leute! Abwarten bis die vorbei sind, nicht schießen! Und dann kam der erste Waggon mit Flüchtlingen. Oben drauf standen und saßen sie, außen dran hängen sie. Innen war der Waggon zurrt bersten voll.

Also jetzt! Feuer! Das Maschinengewehr geht rat-tat-tat ... endlich kann man so ein Ding so benutzen, wie es gedacht ist. Ein Schuß nach dem andern, acht oder zehn pro Sekunde. Das Magazin ist leer, schnell ein anderes. Das ist doch lustig. Der Bolzen fliegt hin und her, die leeren Patronenhülsen fliegen seitlich heraus, der Korditgeruch berauscht. Aus dem Zug ist schreien zu hören, die Menschen die außen dran hängen, fallen herunter. ... Ist das nicht schön, wie narr sich den Haß von der Seele schießen kann. ... Der zweite Waggon ist vorbei. Das nächste Magazin leer! Wunderbar. Dann hört das Schießen auf. Die ganze Munition ist weg, wie schade. Der Rest des Zuges rollt vorbei, dann winken wir noch dem zweiten Militärwaggon zu. Das sind ja unsere Leute, die gehören uns.

An den Wänden der Waggons waren in regelmäßigen Abständen Löcher erschienen. Hinter jedem dieser Löcher ging das Geschöß, das das Loch verursacht hatte, durch die Körper mehrerer Menschen. Es zerriß Muskeln und Sehnen, Blutgefäße, zerschmetterte Knochen. Es wurde langsamer, als es die Menschen durchlöcherte. Im achten, zehnten, vielleicht im fünfzehnten Körper blieb es stecken. Die dahinter stehenden waren von der lebenden Masse zwischen sich und der Mündung der Waffe gerettet.

So kamen Hunderte und Tausende ums Leben. Die Leichen fielen auf die Gleise, kollerten die Bahndämme herunter. Aber nur wenige starben gleich. Die meisten erlitten qualvolle Wunden, wurden infiziert, verreckten später. Auf den Bahnhöfen wurde ihnen nicht geholfen. Sie kamen

in keine Spitäler. In nach Blut stinkenden Massen wurden sie auf die Bahnsteige geworfen. – Ich bin später, im Oktober, durch betroffene Bahnhöfe gekommen. Da waren die, welche bis dahin überlebt hatten immer noch dort und sie stanken furchterlich.

Am Morgen des 16. September erreichte mich der Befehl, das Logis des Lagerkommandanten zu übernehmen. Das steht in meinem Kriegstagebuch, also muß es stimmen. Ich muß aber gestehen, daß ich heute nicht mehr weiß, warum ich mich darüber so aufregte, wie aus dem Tagebuch hervorgeht. Das besagt nämlich, ich hätte mich geweigert, die finanzielle Verantwortung für Transaktionen mit dem Flüchtlingslager zu übernehmen. Ich ließ mir das sogar von einem Techniker-Leutnant unterschreiben. Hatte es Krach zwischen Harbans Singh und der Brigade gegeben? Was könnte sonst noch hinter dieser mysteriösen Aufzeichnung stehen?

Am Nachmittag des selben Tages besuchte mich der Polizei Unterinspektor, der die aus Sikhs bestehende, also bis zum 9. September die hauptsächliche, Polizeikompanie in Nauschira befehligte. Er und alle ihm unterstellten Polizisten und ihre Familien waren im Lager und hatten den Befehl erhalten, in Richtung Indien abzuziehen. Er sagte mir, seine Leute wären nicht bereit, diesem Befehl Folge zu leisten, bis die Straße sicher wäre. Am Tage vorher sei ein Sikh Konvoi bei Khairabad fast vernichtet worden.

Ich muß auch etwas davon gehört haben, denn mein Kriegstagebuch besagt, ich hätte versucht, den Mann zu beruhigen. Es sei gar nicht so arg gewesen, wie er dachte, hatte ich gesagt, er aber habe geantwortet, das wäre ihm egal, er und seine Leute würden sich nicht einen Schritt bewegen, bevor die Straße nicht gesichert wäre. Darüber hinaus verlangte er eine Eskorte entweder aus meinen Leuten oder von den Jats. Zuletzt verlangte er, daß die zwölf Priester des Sikh Tempels in Nauschira auch mit von der Partie sein sollten. Das schrieb ich auf Englisch.

Dann aber schrieb ich das folgende auf Deutsch, das ich als eine Art Geheimsprache benützte:

„Ich stimme bei. Ich schlage ihm auch vor, daß er sich mit indischen Behörden in Verbindung setzen soll. Nachrichten über dieses Malheur sind nicht klar. Manche sagen, daß der ganze Konvoi zerstört worden ist, andere daß es nur 20 Tote waren.“

Es ist schon ziemlich furchtbar, wenn man schreibt, es wäre ja nicht so schrecklich gewesen, es hätte ja „nur“ zwanzig Tote gegeben. Es ist zwar richtig, daß es für die Toten ziemlich egal war, ob sie nun die einzigen waren, die den Tod gefunden oder ob noch andere gleichzeitig das gleiche Schicksal erlitten hatten. Ich halte es aber heute für unwahrscheinlich, daß derartige Gedanken meine damalige Einschätzung beeinflußt haben könnten. Ich halte es eher für wahrscheinlich, daß die vielen Nachrichten über Tod und Verderben, die von überall hereingekommen waren, zu dieser meiner Äußerung geführt hatten. Zwanzig Tote! Was sind schon zwanzig Tote? Darüber braucht man sich kaum aufzuregen, wenn täglich von hunderten und tausenden die Rede war.

Die geheime Eintragung zeigt aber auch den Zwiespalt, in dem ich mich befand. Ich war ja britischer Offizier und der indischen Armee nur geliehen. Die offizielle Bezeichnung für Offiziere in meiner Position war „British Army, attached Indian Army“. So lange die Ziele der britischen und indischen Armeen vollkommen gleichartig gewesen waren, hatten sich daraus keine Probleme ergeben. Indem ich, wie alle andern, die den gleichen Status hatten, den Befehlen

der indischen Heeresleitung gehorcht hatte, war ich der britischen Krone, der allein ich durch meinen Eid verpflichtet war, treu geblieben. Nun aber war ich noch immer britischer Offizier, aber ich war Chef einer Abteilung der indischen Armee und noch dazu operationell einer Brigade der pakistanischen Streitkräfte unterstellt. Indien und Pakistan schienen sich rapide auf eine kriegerische Auseinandersetzung zu bewegen. Weder Indien noch Pakistan waren nunmehr der britischen Krone ergeben.

Meine Mannschaft verließ sich auf meine Treue zu ihnen, die sie in Kameradschaft erworben hatten. Sie waren Hindus. Hindus waren auch die Flüchtlinge im Lager, die sich unter meinem Schutz befanden und daher auch gewissermaßen meine Treue beanspruchen konnten. Mein ganzes Training ging dahin, meine Tätigkeit in Rahmen der militärischen Disziplin den Befehlen der mir überstellten Offizier unterzuordnen. Diese aber waren wiederum alle Pakistanis.

Die Interessen der verschiedenen Menschen, die allesamt meine Treue beanspruchen konnten, gingen klar und deutlich auseinander. Der Konflikt, in dem ich mich befand, war mir wohl bewußt. Ich war mir aber auch klar darüber, daß meine erste Pflicht in der Treue zur britischen Krone bestand, denn nur zu ihr war ich eidlich verpflichtet. Ich fand schon zu diesem Zeitpunkt, daß alle andern Verpflichtung diesem Verhältnis untergeordnet werden müßten.

Vorläufig aber wollte ich doch so weit wie möglich niemanden enttäuschen und so kam es, daß ich offiziell und auf Englisch – der den pakistanischen Kollegen verständlichen Sprache – die Wichtigkeit der Ereignisse in Khairabad herunterzuspielen versuchte, während ich inoffiziell (auf Deutsch und in deutscher Einheitskurzschrift, was allen andern in Nauschira ein Buch mit sieben Siegeln war) meiner Überzeugung Ausdruck gab, daß es doch eine Katastrophe gewesen wäre. Das Gefühl, daß es nötig wäre, diese Ansicht zu verheimlichen, zeigt aber auch, daß zu jenem Zeitpunkt bereits eine freie Meinungsäußerung zumindest meines Erachtens eine gefährliche Sache hätte sein können.

Vier Tage später, am 20. September, einem Samstag, wurde die B Kompanie der 5. Jats abgezogen und durch die B Kompanie des 17. Baluch Regiments ersetzt. Darüber war ich nicht traurig. Auch diese Kompanie bestand aus Hindus, die für Indien optiert hatten, und sie waren, so weit ich mich erinnern kann, in einem vertrauenswürdigerem Zustand als die Jats, deren Disziplin stark gelitten hatte. Auch die Baluchis waren unter dem Kommando eines VCOs.

Ein ähnliches Gespräch, wie mit dem dem Polizei-Inspektor fand am 24. mit dem Postmeister statt. Auch er war nun einer der Insassen des Lagers. Für ihn und seine Leute wollte die indische Verwaltung sogar ein Flugzeug nach Peschauer schicken, um sie alle nach Indien zu bringen. Auch er verlangte eine Eskorte und hatte sich bereits an die Brigade gewandt.

Ich kann mich gut an ihn erinnern. Er war ein großer schlanker Mann mit grauem Haar. Er trug einen weißen Anzug, als er zu mir kam, das Telegramm in der Hand. Die Lagerleitung hatte sein Ersuchen bereits an die Brigade weitergegeben und nach einiger Zeit die Antwort erhalten, daß man sein Ersuchen nicht an die richtigen Behörden geleitet habe. Brigade müßte von der zivilen Bezirksbehörde gebeten werden, eine Eskorte bereitzustellen, so mir-nix-dir-nix auf ein Telegramm der indischen Behörden zu reagieren, das ging nun doch nicht. Und so kam das Flugzeug, das man aus Indien geschickt hatte, speziell um ihn und seine Leute abzuholen und flog ohne sie wieder ab.

Auch ich konnte ihm nicht helfen. Um seine Leute unbehelligt durch Pabbhi durchzubringen, hätte ich doch aus meinem Detachement gute dreißig Mann gebraucht und die konnte ich wieder nicht vom Lager abziehen. Außerdem waren sie nun Mitglieder einer ausländischen Armee, die nur mit Billigung der Pakistanis eine Bewegung ausführen durften. Es war eine unmögliche Situation.

Am 23. September schon zeigt mein Tagebuch, daß ich mit meiner Abteilung wieder das normale Trainingsprogramm begonnen hatte.

Soldaten sind wie Kinder. Das militärische Leben birgt immer die Gefahr der Langeweile in sich. Menschen, die einer strikten Disziplin unterliegen, müssen beschäftigt werden, sonst machen sie Unfug. Ständiger Wachdienst bietet überhaupt keine Abwechslung. Eine normale Wache besteht aus sechs Mann unter einem Unteroffizier und hat sechs Stunden lang Dienst. Während dieser Zeit sind immer zwei Mann aktiv und vier Mann „ruhen“. Das heißt, sie sind in Reserve. Der Unteroffizier schiebt nicht einmal Wache. Wenn nichts passiert, hat er nichts anderes zu tun als darauf zu achten, daß er seine Posten zur richtigen Zeit ablöst. Es ist furchtbar langweilig.

Viele militärischen Tätigkeiten sind nur darauf angelegt, diese Langeweile zu überwinden. Tätigkeiten, die zusätzlich noch den Effekt haben, die Effizienz der Truppe zu bewahren oder sie eventuell sogar noch zu erhöhen, sind bei den Verantwortlichen ganz besonders populär und so kam es, daß ich mitten in der Zeit in der rund um uns herum Mord und Totschlag an der Tagesordnung waren, mit meiner Truppe Übungen an den Geschützen machte. Was aber wäre sonst zu tun gewesen? Ein Soldat, der nichts zu tun hat, ist ein gefährlicher Mensch. So waren die Leute gefordert, wurden müde und hatten auch die Befriedigung, etwas getan zu haben, das sie gut konnten und an dem sie Spaß hatten. Daß es gleichzeitig auch den andern, Militär und Zivil, imponierte, war ein guter Nebeneffekt.

Auch begannen wir wieder mit dem Schulunterricht, der für die Soldaten zu normalen Zeiten ein integraler Bestandteil ihres Dienstes war. Die meisten der jungen Männer, die zu uns kamen, waren ja Analphabeten und da war es immer eine Ambition jedes Regimentskommandeurs, sie bei ihrer Abrüstung doch mit den Rudimenten einer schulischen Bildung zu entlassen. Die Männer lernten Lesen und Schreiben und das meistens noch in zwei grundverschiedenen Schriftarten, der Lateinschrift, die für Englisch und Urdu, der lingua franca der Armee benützt wurde, und dem Sanskrit, in dem man Hindi schreibt. Auch Rechnen gehörte zu den unterrichteten Gegenständen.

Was mich selbst betrifft, so war ich nun einer der beiden letzten europäischen Offiziere in Nauschira. Wir beide trafen uns fast jeden Abend im Nowshera Club, wo wir und die vier anglo-indischen Krankenschwestern nunmehr die einzigen aktiven Mitglieder waren. Aber der Service funktionierte weiter und trotz allem konnten wir dort noch immer einen Drink und ein kühles Bad genießen, auch wenn das Wasser im Schwimmbad schon wochenlang nicht behandelt worden war und der Froschlaich begann, die Überhand zu bekommen.

Das Ende des Berichts

Die allerletzte Eintragung in meinem Kriegstagebuch, inoffiziell und auf der Rückseite des

letzten Blattes, ist wiederum in deutscher Einheitskurzschrift. Vermutlich um sicherzustellen, daß es auch verstanden würde, schrieb ich das selbe in zwei Sprachen, auf Englisch und auf Deutsch:

„Pakistan is going to be the home of Asian Fascism.
Pakistan wird das Heim des asiatischen Faschismus werden.“

Ende September erreichten mich zwei verschiedene Nachrichten. Einerseits erhielt ich, wie alle anderen britischen Offiziere, die zu jener Zeit in Pakistan dienten, ein Angebot der pakistanischen Regierung als militärischer Berater dort zu verbleiben. Die andere Nachricht war eine Mitteilung aus dem Londoner Kriegsministerium, daß ein Platz auf der s.s. Orbita, die im Oktober aus Karatschi in Richtung Liverpool auslaufen würde, für mich reserviert sei.

Ich bedachte die pakistanische Offerte. Es stand natürlich außer Zweifel, daß das Amt eine „militärischen Beraters“ nur ein anderes Wort für hohen Rang in der Armee sein würde. Wahrscheinlich hätte ich erwarten können ein Regiment zu befehligen oder in den Generalstab aufgenommen zu werden. Dazu wären entsprechende Bezüge gekommen. Der dazugehörige höhere Rang hätte aber nur in den Augen der pakistanischen Armee Bestand gehabt. In der britischen Armee hätte ich vielleicht sogar eine Rangstufe verloren. Auch wäre es eine Entscheidung gewesen, künftig eine rein militärische Laufbahn zu verfolgen und es hätte weitere Schwierigkeiten in meinen Weg gelegt, meine Mutter, von der ich erst kurz vorher nach ihrer Wiederkehr nach Wien aus dem Konzentrationslager Theresienstadt zum ersten Mal gehört hatte, wieder zu sehen. Und last not least hatte ich von Pakistan die Nase voll.

Mein Entschluß war also relativ einfach. Meine Rückreise nach England hieß natürlich, daß ich meine Verbindung mit Indien aufgeben mußte. Die Soldaten des Detachements waren zwar meine Freunde geworden, doch waren sie mit Subedar Mukhand Ram wahrscheinlich genau so gut aufgehoben, wie mit mir. Das mir übertragene Eigentum des Regiments war so-wie-so verloren. Es würde nur dann aus Pakistan heil herauskommen, wenn zwischen Indien und Pakistan ein allgemeines Abkommen geschlossen würde und darüber hinaus, was machte es schon aus? Und das Lager und seine Insassen? Da schien mir meine Anwesenheit ohnehin nicht mehr wert, als die eines jeden anderen, der zur Verteidigung des Lagers bereit war. Die Flüchtlinge mochten in der Anwesenheit eines Repräsentanten der alten Kolonialmacht eine gewisse Beruhigung empfinden, aber in Wirklichkeit gab es für dieses Gefühl keine Rechtfertigung. Dagegen war ich wirklich froh, dem Gestank des Lagers entkommen zu können. Er war noch immer grauenhaft.

Ich erhielt den Befehl mich bei einem britischen Brigadegeneral in Rawalpindi zu melden. Mein Bungalow war schnell dem Station Staff Officer übergeben und dann übernahm Mukhand Ram das Kommando des Detachements bei der Morgenparade. Er war auch älter im Rang als der kommandierende VCO der Baluchis und so fiel ihm auch die Verantwortung für die Sicherheit des Lagers zu.

Eine zwölfköpfige Eskorte unter dem Kommando des HavildarMajors, für deren Bewegung nach Rawalpindi und zurück die Zustimmung des pakistanischen Armee-Hauptquartiers notwendig geworden war, brachte mich ohne Zwischenfall nach Rawalpindi.

Eine Gruppe von etwa sechzig britischen Offizieren verschiedener Waffengattungen und aus

allen Teilen der Nordwest-Grenzprovinz und des Pandschab wurde dort innerhalb weniger Tage versammelt. Ein aus drei Waggons bestehender Sonderzug brachte uns erst nach Lahore und dann nach dreitägiger Fahrt nach Karatschi. Auf dieser Fahrt sahen wir alles, wovon wir vorher nur gehört hatten.

Der Hauptbahnhof in Lahore ist die letzte Station in Pakistan, wenn man vom pakistanischen Norden in Richtung Indien fährt. Dort fuhren wir auf einem Gleis ein, auf dem normalerweise Züge in Richtung Indien abgefertigt wurden. Der Bahnsteig war mit Flüchtlingen überfüllt, die auf einen Zug in Richtung Osten warteten. Unser Zug wurde gestürmt und es dauerte mehr als drei Stunden, bevor es den Verantwortlichen gelang den Leuten klar zu machen, daß dieser Zug nicht nach Osten, nach Indien, sondern nach Süden, weiter durch Pakistan, fahren würde.

Wir fuhren durch Montgomery, Multan, Bahawalpur, Rahimyar Khan., Sukkur, Nawabshah und Hyderabad-Sindh, bis nach Karatschi. Wir fuhren nicht schnell und wenn der Zug stehen blieb, was er oft tat, blieb er lange stehen. Für die nicht ganz 2000 km lange Strecke brauchten wir drei Tage und drei Nächte.

Auf der Fahrt begegneten wir Flüchtlingszügen, von denen ich nicht weiß, ob es Hindus waren, die nach Indien, oder Muslime, die nach Pakistan flüchteten. Ich wußte es damals schon nicht. Und es war ja auch egal.

Auf den Bahnsteigen lagen dir Flüchtlinge zu Hunderten, Tausenden. Sie warteten, sie hofften, daß ein Zug kommen würde, um sie aus ihrem Elend zu erlösen. Sicher sind viele irgendwann, irgendwie weggekommen, ins andere Land, aber wir wissen auch, daß es viele nicht geschafft haben. Diese sind elend zugrunde gegangen. Die die ja durchkamen, die das Land verlassen konnten in dem sie geboren und aufgewachsen waren, in dem sie geheiratet und ihre Familien aufgezogen hatten, ja alt geworden waren und in dem nun kein Leben für sie war, die wurden in dem Land, wo sie hinzogen und das man mit der solchen Phrasen innewohnenden Ironie anderswo in der Welt als "das Land ihrer Wahl" darstellte, nicht mit Freuden erwartet. Man akzeptierte sie als Fremde, die keine andere Zuflucht hatten, aber man gab ihnen keine Hilfe und wenn sie auf der Straße verhungerten, dann war das eben ihr Schicksal. Wer im Zufluchtsland keine Verwandten hatte, und das waren viele, der war arm dran.

Und überall war der Gestank des Elends.

In Karatschi wurde ich in einem guten Hotel untergebracht und verblieb dort noch ungefähr eine Woche. Die s.s.Orbita war eines der letzten Truppenschiffe, die nach dem Kriegsende noch im Dienst waren und sie nahm mich und einige hunderte andere Offiziere und deren Familien an Bord.

Wir erreichten Liverpool in der Mitte November. Das Schiff war unbeheizt und zum ersten Mal seit Jahren froh ich erbärmlich.

Nach meiner Ankunft in England wurde ich einer britischen Batterie zugeteilt. Kurz nachher suchte ich um meine Entlassung an und schied zum Anfang des Jahres 1948 aus dem aktiven

Dienst aus.

Den zweihundert Männern des 8. Feldartillerieregiments war im Pandschab ein größerer Bezirk am Ravi, einem der Flüsse von denen der Pandschab, das Fünf-Flüsse-Land, seinen Namen nimmt, zur Befriedung zugeteilt worden. Das war einer der Landesteile, in dem Hindu und muslimische Dörfer bunt durcheinandergemischt lagen und wo das Morden dementsprechend fürchterlich gewesen sein soll. Nachdem aber eine Abteilung unter dem Kommando von Major Bryden in nur einem Dorf mit diszipliniertem Einsatz ein Exempel statuiert hatte, beruhigte sich der Bezirk schlagartig und eine sichere Evakuierung der Hindus wurde innerhalb weniger Tage möglich. Später wurde das Regiment nach Lahore verlegt, wo es bei der Absicherung des Bahnhofs und der anderen Verbindungswege nach Indien gute Dienste leistete. Nachdem die britischen Offiziere abgezogen worden waren, wurde es unter indisches Kommando gestellt und über die Grenze abgezogen.

Die Flüchtlinge im Lager Nauschira wurden in der Zeit von Oktober bis Dezember per Bahn in Richtung Indien weggeschickt. Einige der Züge wurden schon bei Attock beschossen, andere kamen durch bis Rawalpindi. Dort kamen die meisten Leute in andere Läger. Es dauerte viele Monate bis die, die durchkamen, in Indien waren. Viele fanden den Tod auf der Reise dorthin. Manche wurden umgebracht, manche erlagen ihren Wunden, doch die meisten starben an den Krankheiten, die sie sich durch die Umstände, in die man sie gebracht hatte, geholt hatten. Nachdem die Überlebenden Indien erreicht hatten, wurden viele wieder in Läger gebracht und es dauerte mehrere Jahre, bevor auch diese geschlossen werden konnten. Wer Verwandte in Indien hatte, ging zu diesen, soweit er sich den Preis der Eisenbahnkarte erbetteln konnte. Andere fingen mit nichts wieder an.

Nach der Schließung des Lagers in Nauschira wurde das Detachement des 8. Feldartillerieregiments nach Indien verfrachtet. Sie fuhren, bewaffnet, im Militärzug und so war die Fahrt ereignislos. Sie wurden wieder dem Regiment einverleibt.

Mein Diener Ram Narain, verließ mich kurz vor meiner Abreise und ich weiß nicht, was mit ihm geschah. Auch heute noch bedaure ich das sehr.

Von den Offizieren des Regiments habe ich später nur von Major Bryden wieder gehört. Meine Information über die Ereignisse nach meiner Abreise stammt hauptsächlich von ihm.

Die Tatsache, daß eine kleine disziplinierte Einheit, wie das 8. Feldartillerieregiment, in kurzer Zeit in einem ganzen Bezirk die Ordnung wiederherstellen konnte, zeigt meines Erachtens welchen Wert das Militär als Stütze der Zivilbehörde bei solchen Unruhen haben kann. Hätten die Regierungen in beiden Staaten, Indien und Pakistan, mehr disziplinierte Soldaten in gestandenen Einheiten zur Verfügung gehabt, so wären sicher in jenen Tagen viele, viele der Menschen, die in jenen grauvollen Tagen ihr Leben lassen mußten, nicht gestorben.

Zweifelsohne wären so manche Räuber und Mörder unter den Kugeln des Militärs gefallen und ebenso zweifelsohne wären besagte Räuber und Mörder später als "Märtyrer für die Freiheit" oder so ähnlich gefeiert worden, wie das so üblich ist. Aber tausende und abertausende von

unschuldigen Menschen hätten gar nicht gemerkt, daß dadurch ihr Leben gerettet worden wäre.

Teil II

Gedanken, Erklärungen, Beschreibungen

Das Militär war ausgeschaltet worden

Im August 1947 endete die britische Herrschaft in Indien. Aus britisch Indien entstanden zwei Staaten, die indische Union und Pakistan. Die indische Union, kurz Indien genannt, sollte ihrer Verfassung nach ein Vielvölkerstaat sein, wurde aber in der Praxis zum Staat der Hindus. Pakistan war der Staat der Muslimen. Sein Name erklärt schon seine religiöse Basis, denn es bedeutet "das Land der Reinen".

Im Frühjahr und frühen Sommer jenes Jahres, als es in das Bewußtsein jedes Einzelnen in Indien eingedrungen war, daß die Engländer wirklich das Land verlassen würden, kamen die Gegensätze zwischen den großen Religionen des Landes immer mehr zum Vorschein. Die bestehende Ordnung verlor in zunehmendem Maße an Gültigkeit und die Sicherheitskräfte, auf denen das staatliche Machtmonopol beruhte, wurden mehr und mehr gefordert. Teilweise wurden sie auch weniger zuverlässig.

Diese Sicherheitskräfte waren seit der großen Meuterei von 1857 deutlich zweigeteilt. Es gab die Polizei, eine der örtlichen Zivilbehörde unterstellte, oftmals örtlich rekrutierte Organisation, deren Mitglieder zum Teil auch unter der Bevölkerung lebten und eigene Handlungsbefugnisse hatten, und es gab die Armee, die, im Prinzip für den Ordnungsdienst ungeeignet, nur dann zur Unterstützung der Zivilbehörden den herbeigerufen werden durfte, wenn diese sich in einer Lage sah, in der die eigenen Mittel, also die Polizei, nicht mehr ausreichte. Die Vorgehensweise der Polizei einerseits und der Armee als Beistand der Zivilbehörde andererseits unterlagen genauen Vorschriften, die sowohl der Wahrung der Ordnung, wie auch dem Schutz der Rechte des Bürgers und der Verhinderung von Blutvergießen dienen sollten. So war es nicht erlaubt, einzelne Soldaten an Stelle von Polizisten einzusetzen, die Verwendung von Militär durfte nur in Einheiten unter dem Befehl eines Offiziers geschehen, dem Einsatz mußten öffentliche Warnungen und Ansagen in der örtlich verständlichen Sprache vorausgehen und alle Vorgänge während des Militäreinsatzes waren laufend zu protokollieren. Im Großen und Ganzen folgten also die Regeln in Indien denen in Großbritannien, wo der Einsatz von Truppen gegen die Bevölkerung schon seit der Zeit von Cromwell und dem Commonwealth als Greuel erachtet wird und dementsprechend verpönt ist. Die daraus entstehenden Schwierigkeiten machten auch in British Indien den Einsatz des Militärs zur Unterstützung der bürgerlichen Ordnung zur großen Seltenheit.

Nach dem Ende des Krieges von 1939-45 war die indische Armee eine sehr moderne Heeresmacht. Wie bei den Briten waren die verschiedenen Waffengattungen in Regimentern und Corps organisiert und überhaupt folgte die Organisation der britischen Armee. Die Infanterie bestand aus zwanzig Regimentern,¹ von denen jedes aus mehreren Bataillonen bestand. Ähnliches galt für die Panzer, die die Traditionen der Kavallerieregimenter fortführten und daher in Schwadronen und Eskadronen unterteilt waren. Die Artillerie war als „das Regiment der Artillerie“ bekannt, war aber tatsächlich in verschiedene Regimente mit je zwei bis drei Batterien aufgeteilt. Fast alle anderen Waffengattungen waren in sogenannten Corps organisiert.

¹ Die Anzahl zwanzig, bezieht sich auf die in Indien selbst rekrutierten Regimente. Zusätzlich zu diesen gab es noch zehn Gurkha Regimente, die in Nepal rekrutiert waren, deren Treue aber eher der britischen, als der indischen Krone galt.

Die Corps und die Artillerie bestanden aus Einheiten, deren ethnische Zusammensetzung einheitlich waren. Das heißt, daß alle Mitglieder jeder einzelnen Einheit vom neuesten Rekruten bis zum höchsten Mannschaftsrank nur einem der vielen Völker Indiens entstammten und daß sie in einer einzigen, bestimmten Gegend rekrutiert worden waren. Besonders bei technischen Einheiten war das in einem Land, in dem es über 500 von einander oftmals grundverschiedene Sprachen und Dialekte gibt, fast unabdingbar. Die Leute mußten ja miteinander sprechen und einander verstehen können. Das bedeutete aber auch, daß sie immer nur einer der beiden großen Religionsgruppen angehörten. Eine solche Einheit war also immer entweder muslimisch oder hinduistisch, wobei der letzte Begriff in diesem Falle auch Sikhs und Buddhisten einschließt.

In der Infanterie und bei den Panzern aber wäre diese Form der Organisation im allgemeinen unerwünscht gewesen. Es gab einige wenige Regimenter, die nur aus einer einzigen Volksgruppe rekrutiert waren, Diese aber waren Ausnahmen. Die meisten waren so organisiert, daß jedes Bataillon aus zwei hinduistischen und zwei muslimischen Kompanien bestand. Solche Einheiten waren als „multi-national“ bekannt, im Gegensatz zu den „single-nationality“ oder „one-class“ Einheiten der Artillery und der Corps.

Die multinationale Organisation in der Infanterie und Kavallerie war deswegen erwünscht, weil erstens die beiden religiösen Gruppen einander die Waage hielten und so im Falle von durch die Religionen bedingten Schwierigkeiten viel einfacher zu disziplinieren waren, und zweitens, weil so das Militär im Falle von Einsätzen zur Hilfestellung an die Zivilbehörden viel eher unparteiisch agieren konnte.

Jeder der Indien kannte, mußte sich jedoch darüber im Klaren sein, daß bei einer Staatstrennung nach religiösen Kriterien, so wie sie Jinnahs Muslim Liga wollte und wie sie 1947 auch durchgeführt wurde, sich die hinduistischen Soldaten zu Indien und die muslimischen zu Pakistan schlagen würden. Für Kenner Indiens war es ebenso klar, daß man eine Trennung der multinationalen Einheiten zumindest nach Religionen vollziehen müsse, bevor der Staat in ähnlicher Weise getrennt werden konnte, und daß dies einige Zeit in Anspruch nehmen würde.

Der Vizekönig vor 1947 war Feldmarschall Lord Wavell gewesen. Als erfahrener Soldat und Kenner Indiens war er sich dieser Schwierigkeit sehr bewußt. Dies soll einer der wesentlichen Gründe gewesen sein, warum er der Meinung war, daß das Vorhaben der Regierung Attlee, die Macht in Indien aufzugeben, verzögert werden sollte. Daß dies aber wichtig sein könnte, wurde in London nicht erkannt. Man hatte Wavell in Verdacht, dies als Ausflucht vorzubringen, weil man ihn für einen verknöcherten Imperialisten hielt, der einfach nicht bereit war, den Indern die Macht zu übergeben. Man wollte aus Indien heraus und das so schnell, wie möglich.

Wavell wurde seines Amtes enthoben und durch Lord Louis Mountbatten, einem entfernten Cousin des Königs und Onkel von Prinz Phillip, des damaligen Verlobten der heutigen Königin, ersetzt. Mountbatten war ein anständiger Mensch. Aber er wurde in dieses Amt berufen, weil er ein schneidiger Offizier war, der die Ziele die ihm gesetzt sind, erreicht, und nicht weil er auch nur das mindeste von Indien verstanden hätte. Wie alle, die aus London kommen, wo das Leben sicher ist, hatte er volles Vertrauen in die Fähigkeit der indischen Politiker, ihre Versprechungen ihm gegenüber durchzusetzen, sowie in die der Polizei mit etwaigen Unruhen fertig zu werden. Er glaubte nicht daran, daß es jemals nötig sein würde, bei der Trennung Indiens in zwei Staaten das Militär zur Aufrechterhaltung der Ordnung massiv einzusetzen. Die Probleme der Ordnung,

einerseits und der Reorganisation der Armee andererseits schienen ihm getrennte Probleme zu sein, die nichts miteinander zu tun hatten.

Die beiden Hauptreligionen in Indien sind sich seit altersher spinnefeind. Als Geistesrichtungen sind sie von einander grundverschieden. Der Mohammedanismus ist eine straffe, monotheistische Religion mit verhältnismäßig klaren, strengen Gesetzen. Er beansprucht, die einzig richtige Religion zu sein. Er akzeptiert bis zu einem gewissen Grad die andern „Religionen des Buches“, die Christen und Juden, aber der Hinduismus ist ihm Anathema und wer ihm angehört, wird wie ein Aussätziger behandelt. Der Hinduismus ist aber das Heidentum schlechthin, eine Religion, in der es alle Götter gibt und in der jeder seinen eigenen Gott haben kann. Im Prinzip ist der Hinduismus die toleranteste Religion überhaupt, denn er erlaubt es jedem so zu beten, wie er es richtig empfindet, aber er besagt auch, daß jeder dieses Recht hat und keiner dem andern etwas vorschreiben kann. Schon gar nicht kann man jemandem vorschreiben, einen bestimmten Gott auf bestimmte Weise anzubeten. Gerade das aber ist ein wesentliches Merkmal des Mohammedanismus.

Es gibt viele Facetten des Hinduismus, und sehr viele haben einen stark Sex-betonten Einschlag. Die Fruchtbarkeit steht im Zentrum des Denkens. Der Phallus und die Yoni sind häufige Symbole in der hinduistischen Philosophie.

Der Mohammedanismus ist eine Religion der mosaisch-christlichen Tradition und besonders im Symbol der Zugehörigkeit folgt er dem Judentum. Wie der Jude ist auch der Muslim ein Beschnittener.

Der Hinduismus ist die Religion der indischen Urbevölkerung und geht viele Jahrtausende in der Geschichte zurück. Der Mohammedanismus ist erst im siebten Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstanden und kam auf kriegerischem Wege nach Indien. Viele Jahrhunderte vor der Kolonisierung Indiens durch die Engländer hatten sich muslimische Herrscher in großen Teilen Indiens etabliert. In manchen Teilen hatten sie die Bevölkerung gezwungen den Mohammedanismus zu ergreifen, in andern hatten sie über die Hindus als fremde Tyrannen geherrscht. Eine Zeit lang hatten muslimische Fürsten als Kaiser die Oberhoheit über ganz Indien gehalten. Erst die Engländer hatten die Machtentfaltung der Muslime gestoppt.

Vorher aber hatte der Hinduismus zur Abwehr der Muslime im Pandschab eine Art Abwehrkaste entwickelt, die Sikhs. Diese werden manchmal und nicht gänzlich zu unrecht als die Protestanten des Hinduismus beschrieben. Sie gehen auf eine vor circa fünfhundert Jahren gegründete Sekte zurück, die einer Reihe von Gurus (Hohepriestern) folgte. Diese Gurus lehrten eine Art von Monotheismus, der mit dem Hinduismus vereinbar war. Der zehnte und letzte dieser Gurus war Govindh Singh, der die Sekte endgültig zur Kriegerkaste werden ließ und ihren Mitgliedern strenge Verhaltensregeln auferlegte, die im heiligen Buch der Sikh, der Grant Sahib, aufgezeichnet sind. Seit Govindh Singh müssen sikhische Männer immer ein Schwert mit sich führen, sie haben eine gewisse Art Unterhosen zu tragen, sie dürfen ihr Haar nicht schneiden, haben einen Kamm im Haar zu tragen und müssen sich täglich fünf mal von oben bis unten zeremoniell waschen. Diese fünf Kennzeichen, die im Pandschabi alle mit dem Buchstaben K beginnen, haben jedes eine symbolische Bedeutung. Sie führen dazu, daß die Sikhs nicht nur leicht erkenntlich sind, sondern auch, daß sie ein hohes Selbstbewußtsein entwickelten und im Kampf gegen den Mohammedanismus bis zum Kommen der Engländer immer in der vordersten

Front standen.

Wenn Muslime einen von ihnen eroberten Landesteil dazu zwangen die mohammedanische Religion anzunehmen, hieß das, daß die bis dahin hinduistischen Männer sich der Beschneidung unterwerfen mußten. Auch später noch wurden immer wieder sogenannte Zwangskonversionen durchgeführt. Das hieß, daß sich eine Gruppe von Männern auf ihr Opfer setzte, dem dann die Vorhaut gewaltsam weggeschnitten wurde. Ein Mann, dessen Glied nach so einer Prozedur noch normal funktionierte, konnte von Glück reden.

Die Hindus fürchteten die Muslime und diese wiederum verachteten die Hindus und haßten die Sikhs.

Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß die beiden Gruppen zumindest dort, wo mangels Verständnis, also in den unteren Klassen, keine anerzogene Toleranz vorhanden war, nicht viel für einander übrig hatten.

Durch die britische Herrschaft hatte sich in den letzten neunzig Jahren vor 1947 ein allgemeines Gefühl der Sicherheit ausgebreitet. Indische Handelstreibende, Handwerker und Intellektuelle hatten sich in muslimischen Gebieten, muslimische in Hindu-Gegenden niedergelassen. Dort lebten sie unter dem Schutz der Gesetze, ohne sich besonders fremd zu fühlen. In vielen Fällen waren schon bis zu drei Generationen in den Gegenden zur Welt gekommen, in denen die Väter, Großväter und Urgroßväter sich niedergelassen hatten. Sie waren also keine Fremden mehr, sie waren dort zu Hause, obwohl sie nicht zu den Völkern gehörten, die die alteingesessene Bevölkerung darstellten. Es war so, als ob zu Zeiten des Kaiserreichs eine Familie von Bayern nach Hamburg gezogen wäre. Die Nachkommen leben auch heute noch dort und haben weiter einen leicht als bayrisch zu erkennenden Familiennamen, sind katholisch und weisen darauf hin, daß die Familie eben nicht Hamburgisch sei, sprechen aber wie Hamburger und sind von den Hanseaten sonst nicht zu unterscheiden.

Diese Leute wurden plötzlich ausgesondert. Dadurch, daß sie, nun Fremdlinge genannt, in der Hauptsache dem Mittelstand angehörten während das Gros der Alteingesessenen Kleinbürger und Bauern waren, wurden die Gegensätze noch verschärft.

Als sich die britische Herrschaft aufzulösen begann, fingen die Alteingesessenen in beiden Landesteilen damit an, die Fremdlinge umzubringen.

In vielen Städten und Dörfern war die Situation schon im Frühjahr 1947 sehr schlecht. Noch immer aber schützte die Polizei die Angegriffenen, auch wenn die Polizisten der gleichen Religion angehörten, wie die Mörder. In vielen Fällen gelang es ihr, den Frieden zu erhalten oder wiederherzustellen. Doch schon zu jener Zeit gab es einige Fälle, bei denen Militär zur Hilfe der zivilen Kräfte eingesetzt werden mußten.

Meistens ging ein derartiger Einsatz ohne viel Aufhebens von statten. Die Regimenter waren diszipliniert, die Offiziere, Inder wie Europäer, pflichtbewußt und darauf bedacht, die Ordnung weitmöglichst ohne Blutvergießen wiederherzustellen. Das gelang ihnen auch. Es gab Tote auch schon im Frühjahr 1947, aber so weit mir bekannt ist, waren dies ausschließlich Menschen, die in den Unruhen ermordet wurden und keine Opfer eines Schießbefehls.

Ich habe oben über ‚die beiden Landesteile‘ geschrieben. Eigentlich aber ist das inkorrekt. In Britisch Indien gab es keinen muslimischen und keinen hinduistischen Teil. Es gab Landstriche in denen hauptsächlich Muslime wohnten und andere, die von Hindus und Sikhs besiedelt waren, und dann gab es wiederum große Ländereien, in denen Hindu und Muslim Dörfer kunterbunt durcheinandergewürfelt waren. Im Großen und Ganzen waren die Muslime dort wo heute Pakistan und jetzt auch Bangla Desh sind, und die Hindus, wo heute Indien ist, aber wirklich nur ganz ungefähr. Etliche Großstädte, wie zum Beispiel Lahore, Ahmedabad, Amritsar, Jullundur und auch Hyderabad (Sindh) und viele andere waren mehr oder weniger halbe/halbe.

Nachdem das Verlangen der Muslim Liga, der Partei Jinnah's, nach Gründung eines separaten muslimischen Staates von der britischen Regierung, wie auch vom Congress, der hauptsächlich hinduistischen Partei Nehrus angenommen worden war, wurde es notwendig das Gebiet des neuen Staates zu definieren. Die Einzelheiten der Teilung wurden einem britischen Beamten überlassen, der allen Seiten akzeptabel schien. Bis zum Tag vor dem, an dem Indien und Pakistan „in die Freiheit entlassen“ wurden, wußte niemand, zu welchem der beiden neuen Staaten große Teile des Landes gehören würden.

Die Entscheidung über den Verlauf der neuen Staatsgrenze wurde am 14. August 1947 veröffentlicht. Der Beamte, der den Grenzverlauf festgelegt hatte, verließ binnen weniger Stunden danach fluchtartig das Land. Millionen von Hindus fanden, daß ihre angestammte Heimat nunmehr ein Teil Pakistans geworden war und ebenso viele Muslime fanden sich in Indien. Auf beiden Seiten war man zutiefst empört.

Der immer latente Haß zwischen den beiden Religionen zerriss die ihm auferlegten Fesseln und die Katastrophe war da.

Die Polizei konnte nichts mehr tun. Auch wenn jeder Polizist völlig unparteiisch und nur auf die Erfüllung der bestehenden Gesetze bedacht gewesen wäre, – was nicht unbedingt der Fall war, – so wäre es der Polizei allein nicht möglich gewesen auch nur mit einem hundertsten Teil der Geschehnisse fertig zu werden, zu denen sie gerufen wurde.

Die Polizisten aber waren nicht mehr nur Vertreter des Gesetzes. Die neu zur Macht gekommenen Politiker schrieben ihren Glaubensgenossen in der Polizei ihre Sympathien vor und entmachteten die Polizisten des andern Glaubens. Oftmals wurde die Polizei selbst zu Verbündeten der Mörder.

In beiden Staaten erhielt die Armee Befehle, die Sicherheit wiederherzustellen.

Einige Wochen vor dem 15. August aber war an alle Einheiten die Weisung ergangen, daß alle Soldaten nach freier Wahl entscheiden konnten, welchem der beiden neuen Staaten sie dienen wollten. Mit weit über 99% hatten sich die Muslime für Pakistan und die Sikhs und Hindus für Indien entschieden.

Heute hat man sich an den muslimischen Fundamentalismus und seine Begleiterscheinungen gewöhnt. Man hält es für natürlich, daß bei der Teilung der Armee alle muslimischen Soldaten für Pakistan optierten und alle andern für Indien. Damals aber dachte man noch, daß andere Loyalitäten bei dieser Wahl eine größere Rolle spielen würden. Womit man aber nicht gerechnet

hatte, war der Vertrauensschwund in die Integrität der Regierenden. Solange es ein Britisch Indien gegeben hatte, war jeder Bürger ganz einfach ein Inder gewesen. Nun aber wurden aus diesen einfachen Indern Muslime und Hindus. Die indische Union erklärte zwar sofort, sie sei auch weiterhin ein Land aller Religionen, aber es gab nicht viele Muslime, die dort lebten und diese Erklärung ernst nahmen. Die Pakistanis sagten von vornherein, Pakistan wäre ein Staat nur für die Muslime.

Vorher aber erschien manchem die Erwartung, daß Soldaten für das Land ihrer Heimat und nicht für das ihrer Religion optieren könnten, durchaus gerechtfertigt. Vielleicht zeigt das auch, wie wenig die Folgen der Beendigung der britischen Herrschaft in Indien durchdacht worden waren und mit welcher Naivität man an die Schritte, die solch verheerende Folgen haben sollten, herangegangen war.

In der Infanterie und bei den Panzern bedeutete die Trennung, daß ganze Kompanien und Eskadronen en bloc aus den Bataillonen, bzw. Geschwadern, deren Bestandteil sie bis dahin gewesen waren, herausgelöst wurden. Mit ihnen gingen Teile der Hauptquartiere, Leute aus andern Einheiten wurden den so zerrissenen Bataillonen und Geschwadern zugeteilt.

So weit sie nicht britisch waren, waren die Offiziere in der Mehrzahl Sikhs und Hindus. Natürlich gab es auch muslimische Offiziere, aber es waren ihrer keineswegs genug um die in der pakistanischen Armee verbliebenen Regimenter auszustatten. Der Mangel an Offizieren war so groß, daß mancher Leutnant in jenen Tagen direkt zum Kompaniechef – und somit Major – und mancher Hauptmann direkt zum Brigadegeneral avancierte. Die Subalternränge wurden mit eilends in den Offiziersrang berufenen vizeköniglichen Offizieren aufgefüllt.

In der indischen Armee ging es besser. Über die Hälfte der vorhandenen Offiziersposten konnten mit indischen Offizieren besetzt werden, aber auch hier gab es interessante Beförderungen.

Es ist aber egal, ob man einen Offizier Leutnant oder General titulierte. Die Frage ist, ob er sich für den Posten, auf den er gerufen worden ist, eignet. Wenn Leute normal befördert werden und in ihrer Laufbahn jede Stufe durchlaufen, so lernen sie dadurch, daß sie eine kleinere Einheit befehligen, wie man die nächstgrößere zu handhaben hat. Sie erhalten den Überblick, der nötig ist, und das Selbstbewußtsein, das sie brauchen. Auch da gibt es so manche Nieter. Wenn aber alle Bataillonschefs einer Armee vor ihrer Berufung das Bataillons-Hauptquartier nur deswegen kannten, weil sie, wenn sie etwas ausgefressen hatten, dorthin gerufen worden waren, und wenn sie auch keine Kompaniechefs unter sich haben, die schon mehr getan haben, als die Mannschaft am Paradeplatz zu befehligen, dann sieht die Sache schlecht aus.

Auch unter den besten Umständen sind militärische Einheiten nicht sofort nach ihrer Formierung handlungsfähig. Selbst wenn alle Soldaten trainiert und loyal sind, benötigt eine Einheit eine gewisse Zeit bis Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften einander kennen und in einander das Vertrauen haben, das so notwendig ist, damit jeder weiß, inwieweit und wo er sich auf den andern verlassen kann. Befehle geben und Befehle nehmen ist keineswegs das Einzige, das Soldaten aller Rangstufen zu tun haben. Die Motivation, dieses beliebte Schlagwort der Kunst des Managements, ist im militärischen Bereich noch viel wichtiger und kann erst dadurch entstehen, daß Männer miteinander gearbeitet, geübt und trainiert haben. Dazu gehört Zeit, wie immer intensiv das Training einer neu konstituierten Einheit auch sein mag.

Nun war es auch nicht so, daß die Bataillone und Schwadronen der neuen Armeen durchwegs dort lagen, wo die Regierungen, denen sie nun verpflichtet waren, auch die Macht hatten. Zur neuen indischen Armee gehörige Einheiten lagen in was nun zu Pakistan geworden war und vice versa. Dies hatte zur Folge, daß die ausgeschiedenen Kompanien und Eskadronen, die vielleicht auch schon in dem von ihnen erkorenen Staat lagen, sich zu ihren neuen Einheiten auf die andere Seite der neuen Grenze, also ins Ausland, begeben mußten. Nur nachdem ihre neuen Untereinheiten zu ihnen gestoßen waren, konnten die neuen Einheiten formiert werden und erst dann konnten sie in vielen Fällen in den Staat übersiedeln, zu dem sie gehörten.

Das Gebiet, in dem sich seit eh und je in Britisch Indien die meisten Garnisonsstädte (befanden, war die Nordwestgrenze. An zweiter Stelle lag der Pandschab. Diese Gegenden wurden zum größten Teil Pakistan zugeschlagen. Dies wiederum bedeutete, daß Pakistan mehr Kasernen hatte, als es benötigte, während die für die neue indische Armee zur Verfügung stehenden Quartiere völlig ungenügend waren. Da ja auch die für die Unterbringung der Truppen verantwortlichen Stäbe von den Ereignissen nicht unberührt waren, wodurch die Stabsarbeit litt, kam es oft dazu, daß zwei Einheiten den Befehl erhielten, die gleichen Quartiere zu beziehen. Wenn diese Einheiten dann noch verschiedenen Staaten ihre Treue schuldeten, waren die daraus entstehenden Gegensätze auch bei bestem Willen nicht leicht auszugleichen.

Zuletzt gab es das Problem der Waffen. Sollten die Einheiten ihre Waffen behalten oder gehörten sie dem Staat, in dem sie sich befanden? Auch hier ergaben sich Schwierigkeiten über Schwierigkeiten und es kam zu bewaffneten Konfrontationen zwischen Leuten, die noch kurz zuvor Seite an Seite und in Treue zur gleichen Autorität in Freundschaft miteinander gedient hatten.

Während all dies stattfand, war das Eisenbahnnetz fast ebenso ins Chaos geraten, wie die Streitkräfte. Eisenbahnen sind davon abhängig, daß Züge, die an einem Tag von A nach B fahren, am nächsten Tag von B nach A zurückkehren. Sonst fehlen Waggons und Lokomotiven. Mit der Teilung des Landes endete schlagartig der planmäßige Zugverkehr. Die Bahnen wurden dazu genützt, die ungeheuren Massen von Menschen, die ihre Heime verlassen mußten, zu befördern und die Militärzüge, auf deren Existenz sich die Stäbe verlassen hatten, kamen nicht durch, auch wenn sie überhaupt zusammengestellt werden konnten.

Es war als ob eine große, unsichtbare Hand die ganze Infanterie und die Panzer in die Luft geworfen und dann umgerührt hätte. Jeder Einzelne fiel irgendwo hin und strebte dann danach, woanders hinzukommen.

Die Hauptmacht der Armee, die multinationalen Bataillone und Schwadronen standen also für einen operativen Einsatz nicht mehr zur Verfügung und nur die national einheitlichen Truppen der Artillerie, der Pioniere und der Etappe, sowie die wenigen national einheitlichen Regimenter, wie z.B. die Gurkhas, waren einsatzbereit.

Für die Aufgabe, der die Sicherheitskräfte nun gegenüber standen, wären die gesamte Polizei und die gesamte Armee zu klein gewesen. Ohne die großen Teile der Armee, die in so verantwortungsloser Weise außer Aktion gesetzt worden waren, war es unmöglich auch nur den Anschein von Ordnung zu bewahren.

In den Monaten August, September und Oktober 1947 mußten über zehn Millionen Menschen in Indien und Pakistan ihre Heimat verlassen. Mit dem, was sie eben mitnehmen konnten – durften – zogen sie über die neuen Grenzen. Ihr Elend war unermesslich. Etwa anderthalb Million von denen, die aufbrachen, starben. Manche verhungerten, manche fielen Krankheiten zum Opfer, aber weitaus der größte Teil wurde umgebracht. Von diesen wiederum kamen einige im Kampfe um, die meisten aber wurden kaltblütig ermordet.

Haß und seine Folgen

Wie ist es zu diesem Haß zwischen den Völkerschaften und Religionen Indiens gekommen? Wie kann es überhaupt so sein, daß Menschen einander so abgrundtief hassen, daß sie einander umbringen, verstümmeln, auf Flüchtlinge schießen, Häuser verbrennen und was weiß ich, was damals noch alles passiert ist?

Ich bin jetzt im achten Jahrzehnt meines Lebens und kann mir so einen Haß kaum mehr vorstellen und trotzdem weiß ich, wie das ist, denn ich habe solchen Haß zweimal selbst erlebt. Darüber hinaus sind die Resultate solchen Hasses immer wieder in den Nachrichten – nicht auch heute noch, sondern eher – heute mehr denn eh und je.

Was ich selbst erlebt habe, war der Haß der Nazis auf die Juden und dann der dadurch hervorgerufene Gegenhaß vieler damals Geschädigter und ihrer Nachkommen heute auf alles was deutsch ist, und dann den Haß der Muslime auf die Hindus und Sikhs und wiederum den Gegenhaß dieser gegen die Mohammedaner.

Als Kind habe ich selbst als patriotischer Österreicher gegen alles was „reichsdeutsch“ war starke Ressentiments gehegt (obwohl ich dabei mein eigenes Deutschtum nie in Frage stellte) und auch heute noch ertappe ich mich manchmal bei dem Gedanken „was kann man von dieser oder jener Nationalität schon erwarten?“ Ich kann nicht umhin in solchen Gedanken Ansätze zu der gleichen, verblödeten Einstellung zu finden. Es ist furchtbar einfach so zu denken. Man tut es sehr leicht und sehr schnell, es ist aber immer ganz falsch.

Es ist doch so selbstverständlich, daß man es einem halbwegs intelligenten Menschen nicht erklären muß, es gibt keine Gruppe von Menschen, die es verdient von Anfang an verdammt zu werden und daß es immer nur einzelne Individuen sein können, die man nicht leiden kann, die Unangenehmes tun oder einem unangenehm sind. Auch wenn eine große Anzahl von Menschen aus einer bestimmten Gruppe – Nationalität, Religion, Rasse oder was immer – etwas gleich unangenehmes tun, darstellen oder sind, so ist es doch selbstverständlich, daß es immer wieder andere Mitglieder der gleichen Gruppe geben wird, die anders sind. Einen Menschen wegen seiner Zugehörigkeit zu einer Gruppe von vornherein zu hassen, ihn dann noch anzugreifen, ihm zu schaden und zuletzt ihn zu ermorden, ist so etwas Unlogisches, so etwas kindisch Gemeines, daß ich mir heute, trotz all meiner Erfahrungen, kaum vorstellen kann, wie Menschen, noch dazu Erwachsene, so etwas tun können. Doch tun sie es immer und immer wieder.

Oft wird gesagt, wenn Menschen einander doch nur besser kennen würden, dann würde so etwas nie geschehen. Das ist aber nicht richtig. Juden und Nazis lebten eng beieinander und in Indien gilt das gleiche für Hindus und Muslime. Gleicherweise leben Katholiken und Protestanten

nebeneinander in Nord Irland, Tutsis und Hutus in Burundi, Muslime und Christen im Libanon, Juden und Araber in Israel. Wo man hinschaut gibt es Haß und böses Blut zwischen Leuten, die nebeneinander leben, einander täglich sehen und sogar miteinander arbeiten.

Ich glaube, wenn ich hier gesagt habe, dies wäre kindisch gemein, so bin ich der Wahrheit am nächsten gekommen. Die Gruppenzugehörigkeit ist sicher für Affen, und war sicher auch für jene Affen oder Lemuren oder von wem immer wir Menschen abstammen, von biologischer Wichtigkeit. Abgrenzungen zwischen Gruppen und die gelegentliche Ausrottung von Männchen rivalisierender Gruppen der gleichen Art, um deren Weibchen zur Verbesserung der Erbsubstanz zu verwenden, könnte im Rahmen der Entwicklung, des Lebens sinnvoll gewesen sein. Und wahrscheinlich sind die, die geistig den Affen am nächsten stehen, die sich noch nicht über die dort berechtigten Gefühle über Gruppenzusammengehörigkeit und Mißtrauen gegenüber Fremden erhoben haben, diejenigen die weiter hassen und den Haß schüren. Das sind aber Menschen, die wir doch nur als nicht ganz erwachsen betrachten können.

Leider gibt es viel solche. In Indien in 1947 erlebten sie einen Höhepunkt ihrer Gefühle.

Ich glaube auch, daß die Ordnung, die in Indien seit 1857 unter der britischen Herrschaft aufrechterhalten worden war und in der die Exzesse des Hasses rigoros unterdrückt worden waren, dazu beigetragen haben könnte, sie damals stärker denn je seit Menschengedenken zum Vorschein kommen zu lassen. Es war als ob man von einem kochenden Kessel den vorher verschlossenen Deckel abgenommen hätte. Die Menschen gingen auf Menschenjagd und töteten einander in einem Taumel der Gemeinheit, des Hasses und der schweinischen Zerstörungswut. Einige raubten und bereicherten sich ein wenig dabei, aber für die meisten brachte es nichts und wieder nichts, außer der Befriedigung ihrer Aggressionen, ihrer Mordlust.

Natürlich waren es nicht alle Muslime, die alle Hindus und Sikhs hassten und ebenso hassten nicht alle Hindus und Sikhs alle Mohammedaner. Viele auf beiden Seiten wußten besser Bescheid über ihre Mitmenschen, als sie zu hassen. Durch die Ereignisse aber wurden viele die vorher nicht gehaßt hatten, in den Teufelskreis gezogen, denn es ist doch immer so wenn Unschuldige verfolgt werden. Sie hassen nicht nur die Menschen, die sie verfolgen, sondern alle, die zu den Verfolgern gehören, die mit ihnen sympathisieren und in deren Namen die Verfolgung stattfindet.

Ich Glaube auch nicht, daß Jinnah und die vielen, die ihm folgten und die Politik der Muslim Liga beeinflussten, voraussahen, was sie mit ihren politischen Forderungen nach einem muslimischen Staat anrichten würden. Ich glaube nicht, daß sie das Morden, das stattfand, so wollten, aber sie waren zu dumm um zu verstehen, was sie da anrichten könnten. Und, leider, leider gab man ihnen nach. Man verhinderte dadurch, daß die britische Kolonialmacht als „Unterdrücker berechtigter Forderungen nach Freiheit“ vor der unwissenden Weltmeinung dagestanden wäre. Hätte man nicht nachgegeben, so wäre es vielerorts zu Demonstrationen gekommen. Ich bezweifle nicht, daß Idealisten die üblichen kriminellen Elemente um sich geschart hätten und daß es in Zusammenstößen mit den Ordnungskräften zu Kämpfen und heftigen Schießereien gekommen wäre. Vielleicht wären auch tausende auf Seiten der Demonstranten und der Sicherheitskräfte ums Leben gekommen. Das wurde verhindert. Dafür aber mußten anderthalb Millionen Menschen sterben und jeder einzelne von diesen liebte das Leben, wie er es kannte und wie wir es tun, und jeder starb in Not und Qual, Elend und

Verzweiflung. Fünf Millionen mußten ihre Heime verlassen, wo sie und ihre Vorfahren gelebt, geliebt und gelitten hatten, um in der Fremde mit nichts wieder anzufangen.

Offiziersleben in Indien

Das Leben eines Offiziers in Indien war nicht ganz so faszinierend und romantisch, wie mancher Film es heute gerne zeigt. Man muß sich vorstellen: in einer großen Garnison, wie Nauschira, lagen drei Bataillone und unser Regiment, sowie die dazugehörigen Hilfstruppen. Auf Friedensstärke reduziert gehörten etwa hundert Offiziere zu diesen Einheiten. Davon waren etwa sechzig bis siebzig Inder, der Rest Europäer. Von den Europäern waren sechs oder sieben verheiratet und das waren hauptsächlich die höheren Ränge. Der Rest, zu dem auch ich gehörte, war alleinstehend und hatte außer dem Dienst mit der Truppe keine andere Beschäftigung. Die in besagten Filmen als so interessant dargestellten Maharadschas gab es in Nauschira leider nicht und die schönen Damen, die die Maharadschas in ihren Harems beherbergt haben sollen, waren dementsprechend auch nicht vorhanden.

Die geringe Anzahl weiblicher Mitglieder des europäischen Bevölkerungsanteils machte natürlich jede von ihnen zum Objekt der Begierde, weswegen es nur zu verständlich sein dürfte, daß die verheirateten Herren ihre Damen nicht allzu oft der Gesellschaft der frauenlosen Meute preisgaben.

Dies alles hatte zum Resultat, daß das Leben für die große Mehrheit eintönig und langweilig war. Unter diesen Umständen ist es nicht erstaunlich, daß so mancher etwas mehr Alkohol zu sich nahm, als er es möglicherweise unter andern Umständen getan hätte. Dabei war Alkohol nicht billig und es gab nur wenig Auswahl. Ich kann heute noch genau sagen, was die Bar des Artillerie-Kasinos zu bieten hatte. Da gab es Murree Bier. Gebraut in der Nähe von Rawalpindi von einem Engländer und einem Tschechen war es ein erstklassiges Bier, das wir erst dann zu schätzen lernten, als man englisches Nachkriegs-Bier nach Indien brachte. Da Murree-Bier aber ein in Indien hergestelltes und das einzig erhältliche war, dachten wir lange Zeit hindurch, es müsse doch 'was besseres geben. – An hartem Zeug gab es Whisky, Gin und Rum.

Der Gin war englisch, der indische war ungenießbar. Der Whisky war von Seagrams in Kanada, der Rum ein Verschnitt. Dann gab es noch zwei Liköre, beide aus Australien. Der Kümmel war eine trinkbare Imitation. Meines Erachtens war die Creme de Menthe grauenhaft, sie hatte aber trotzdem ihre Anhänger.

Gegessen wurde in großem Stil. Um das Essen im Kasino wurde jeden Abend das gleiche Zeremoniell eingehalten, als ob es ein großes Diner gewesen wäre. Der persönliche Diener jedes Offiziers, weiß gekleidet und mit farbigem Turban, stand hinter dem Sessel seines Herren und bediente nur ihn. Nachdem sich alle gesetzt hatten, begann das Essen mit einer Vorspeise. Dann gab es Fisch. Das Hauptgericht kam also erst an dritter Stelle, danach ein Dessert und Käse. Zuletzt kreiste die Portweinflasche und mit ihrem Inhalt ließen wir den König in althergebrachter Form hochleben. Dann erst durfte man sich erheben um im Vorraum den Kaffee zu genießen.

Die Qualität des Essens war oft weniger grandios. Wir hatten natürlich indische Köche, die genau nach den vorgegebenen Rezepten kochten, das, was sie gekocht hatten aber nur dann kosteten,

wenn das Rezept ein indisches war. Die meisten einheimischen Gerichte waren demnach auch ganz akzeptabel, die europäischen aber manchmal zwischen katastrophal und ungenießbar. Der Frühstückstee war aber immer gut.

Eine von allen Offizieren gesegnete Institution war der Club. Einen solchen gab es, so weit mir bekannt ist, in jeder halbwegs zivilisierten Garnison. Er war der Treffpunkt der Hautevolee, sowohl der europäischen, wie auch der indischen, aber immer nur der Herren. In Nauschira war der Club in einem recht schönen Gebäude untergebracht und enthielt neben der immer gut frequentierten Bar auch Eßgelegenheiten, ein Schwimmbad und die Möglichkeit, verschiedene andere Sportarten zu betreiben. Seine besondere Qualität kam jedoch daher, daß der angestellte Squash Profi – seinen Namen habe ich leider vergessen – den Titel des Weltmeisters beanspruchen konnte. Mit diesem Mann zu spielen war denn auch ein Erlebnis. Er schien sich fast nicht zu bewegen. Er stand ruhig in der Mitte des Courts, erreichte aber trotzdem jeden Ball. Sein Gegner aber sauste um den Court herum wie ein Quantum im Partikelbeschleuniger, konnte aber nur in den seltensten Fällen einen Punkt für sich reklamieren. Dabei trug der Pro, wie wir ihn nannten, die normale Straßenkleidung der örtlichen Bevölkerung, wehendes Hemd und weite, bis zu den Knöcheln reichende Hosen, während alle andern in Sportbekleidung, die sich ja bis heute kaum geändert hat, erschienen. – Der Club hatte auch eine Bibliothek, aus der Bücher geliehen werden konnten. Wie die meisten dieser Institutionen war sie auf den Bedarf ausgerichtet und das war hauptsächlich Krimis und Abenteuer, aber es gab auch schöne Literatur, überraschend viel Lyrik und natürlich die wichtigsten Nachschlagewerke, wie den Oxford Dictionary, die Encyclopaedia Britannica, Rogets Thesaurus, Who's Who und Debretts, wenn auch nicht immer auf dem neuesten Stand. Manche dieser Bücher waren sogar so alt wie der Club.

Das also waren die Vergnügungen, die mir und meinen Kollegen zur Verfügung standen. Mit ihnen lebten wir angenehm, aber nicht aufregend. Vor allem aber war das Leben billig, denn man konnte nicht mehr als einen Bruchteil seines Soldes auf die zur Verfügung stehenden Laster ausgeben. In einigen Fällen führte das dazu, daß so mancher recht hohe Beträge sparen konnte. Allerdings hätte das mehr genutzt, wenn nicht kurze Zeit später die einsetzende Inflation so manche dieser Ersparnisse vernichtet hätte.

Der Basar und der Rest der Stadt boten uns nichts. Ich denke kaum, daß wir dort nicht erwünscht gewesen wären. Wir wären ja zahlungskräftige Kunden gewesen und beim Geld hört bekanntlich jeder Widerwille auf. Es kam mir persönlich aber nie in den Sinn, mich in der Stadt um Vergnügungen umzuschauen. Ähnliches galt für meine Kollegen. Was es in der Stadt an Vergnügungs-Lokalen gab war zu sehr auf das indische Gedankengut, auf die indische Kultur zugeschnitten, als daß es irgendwie in unser Denken hineingepaßt hätte.

Was es gab, waren Kinos, Spielsalons und alles, was mit Sex zu tun hatte. Die Kinos spielten indische Filme. Ihre Sprache war Hindi oder Urdu und während die meisten Offiziere ein wenig Urdu beherrschten, für einen Film war es nicht gut genug. Die Themen wurden anders behandelt, als wir es kannten und die Begleitmusik war auch indisch, eine Art der Musik an der ich, wie alle meine nicht-indischen Kollegen, keinen Gefallen finden konnte.

Um einen Spielsalon zu besuchen fehlte mir persönlich jeglicher Wunsch. Ich bin nicht puritanisch erzogen und bin auch der Meinung, daß das Ganze Leben ein Glücksspiel ist, aber

vielleicht ist es gerade deswegen, daß mich Spielsalons überhaupt nicht begeistern. Natürlich haben solche Lokale unter Engländern, besonders derer aus dem Mittelstand, immer den Anstrich der Sündigkeit und möglicherweise ist das der Grund, warum auch meine Kollegen dort nie zu sehen waren.

Sex war natürlich auch für uns stets der Focus unserer Gedanken. Aber wir kamen eben aus einer anderen Welt. Ich kam aus einer Familie, in der die Frau hohe Achtung genoß. Sicher war ich damals ein wenig, was man heute „verklemmt“ nennen würde. Aber für uns damals war die Liebe zwar eine sexuelle Befreiung, in unsern Idealvorstellung war sie aber auch eine Kommunion zwischen gleichen Menschen und nicht wie heute so oft, eine Verbindung zwischen dem subjektiven selbst, und einem weiblichen Objekt, das man als andersgeschlechtliches Stück belebten Fleisches sieht. Die Idee mich an einer eingeborenen Hure zu erfreuen, war für mich gänzlich unappetitlich und ich halte es für unwahrscheinlich, daß viele meiner Kollegen andere Ansichten gehabt hätten. Zu anständigen Inderinnen dagegen konnten wir der sozialen und religiösen Unterschiede wegen keinen Kontakt haben.

Die allgemeinen Uniformvorschriften für Offiziere der britischen und indischen Armeen hatten sich seit vor dem Krieg nicht geändert. Die Uniformen waren nicht die gleichen geblieben, aber jede Änderung bedeutete nur, daß weitere Uniformteile zu den bereits vorhandenen dazukamen. Die alten aber wurden nicht generell verboten. Wenn es neue Uniformteile gab, dann waren sie immer nur bei gewissen dienstlichen Anlässen zu tragen, dies berührte aber nicht die allgemeinen Richtlinien. Wesentlich war auch, daß Offiziere ihre eigenen Uniformen kaufen mussten. Die einzelnen Teile waren also ihr Privateigentum, das nicht eingezogen werden konnte. Bei der Mannschaft, die ja vom Staat eingekleidet wurde, war es bedeutend einfacher. Da konnte man befehlen, daß alle Kleidungsstücke, die einer neuen Vorschrift nicht mehr entsprachen, an die Quartiermeister zurückgegeben werden sollten. Sie gehörten ja dem Staat und wenn jemand an Staatseigentum auf eigene Kosten eine Änderung gemacht hatte, dann hatte er eben Pech gehabt. Bei Offizieren aber konnte man das nicht.

Das Resultat war dann natürlich, daß fast jeder Offizier eine ganze Reihe verschiedener Uniformteile besaß, die nicht mehr aktuell, aber auch nicht verboten waren. In den Jahren 1944 bis '45 zum Beispiel war die Tropenuniform von khaki auf olivengrün umgestellt worden. Die Mannschaft tauschte ihre Uniformen in den alten Farben gegen neue und die Quartiermeister warfen die alten Teile weg. Die Offiziere aber mußten ihre Uniformen in den neuen Farben selbst anschaffen, die alten khaki Uniformen wurden ihnen aber nicht abgenommen und wenn sie neu waren, so hatten sie das Geld hinausgeworfen.

Natürlich kam es niemand in den Sinn eine gemischtfarbige Tropenuniform anzuziehen. Wenn die ganze Einheit mit der neuen olivgrüne Tropenuniform zum Appell antrat, dann trug auch jeder Offizier von Kopf bis Fuß die neuen Farben. Wenn es aber ins Feld oder zu einer Übung ging, dann kam es schon einmal vor, daß der eine oder andere ein Uniformstück trug, das dem neuesten Reglement nicht so ganz entsprach.

Dazu kam aber auch, daß verschiedene Truppenteile nicht ganz die selben Uniformen trugen. Offiziere aus Regimentern mit einer Art Uniform wurden recht oft zeitweilig oder auch auf längere Zeit Regimentern mit anderen Uniform-Merkmalen zugeteilt. Da solche Leute deswegen ihr Aussehen aber nicht änderten, war es auch nicht ungewöhnlich, daß Offiziere nicht dem Bild

der Mannschaft entsprachen.

Die Kopfbedeckungen hatten sich zum Teil ganz radikal geändert. Zu Beginn des Krieges trugen die Offiziere durchwegs die noch aus dem ersten Weltkrieg stammende Schirmmütze. Bald aber wurde diese als zu steif empfunden. Die Mannschaft war schon früh mit faltbaren Kappen ausgestattet worden und da diese ganz gut aussahen, paßten sich viele Offiziere der Mannschaft an. Die Panzersoldaten aber hatten auch schon vor dem Krieg schwarze Baskenmützen, was ihnen ein recht verwegenes Äußeres verlieh. Als die Commandos aufgestellt wurden, sollten die natürlich auch verwegen aussehen und so erhielten sie grüne Baskenmützen. Dann kamen die Fallschirmspringer und da schwarz und grün schon vergeben waren, wurden sie mit Mützen in einem rötlichen lila ausgestattet. Zuletzt wollten alle gleichermaßen verwegen aussehen und so wechselte ein Regiment nach dem anderen zu Baskenmützen in khaki.

Mit Stiefeln und den für die Briten so eigentümlichen Gamaschen gab es eine ähnliche Entwicklung. Eine Zeitlang waren amerikanische Stiefel hohe Mode. Aber es gab auch andere Trends. Nachdem ich zum Beispiel Offizier geworden war, trug ich nie wieder die normalen Gamaschen, sondern immer nur kurze Wickelgamaschen. Sie sahen fast so aus, wie die offiziellen, aber eben nur fast. Wer genau hinsah, bemerkte sofort, daß ich mir eine Extrawurst leistete. Ich tat das nur aus Eitelkeit, ich hatte überhaupt kein Recht, so etwas zu tragen, aber da solche Gamaschen Jahrzehnte früher normal gewesen waren, wurde ich nie dafür gerügt. Aber sie waren schon sehr elegant und auch komfortabel.

Ähnliche Entwicklungen berührten fast jeden Teil der Uniform.

Aus all diesen Gründen wäre es nicht unfair zu behaupten, daß die Uniformen des Offizierskorps der indischen Armee und der ihr zugeordneten britischen Offiziere zwei Jahre nach Kriegsende jeglicher Einheitlichkeit entbehrten.

Eigentlich kann man es ordentlichen Menschen, wie Colonel Ryan einer war, nicht verdenken, wenn er unter diesen Umständen versuchte, zumindest bei gesellschaftlichen und formellen Anlässen auf einem minimum an anständiger Kleidung zu bestehen. Wir aber waren es bis dahin schon anders gewöhnt und empfanden seine Wünsche in dieser Beziehung als Zumutung.

Nauschira

Nauschira war schon immer seit der Besetzung der Nordwestgrenz Provinz durch die Engländer und wahrscheinlich auch schon vorher unter dem Regime von Ranjit Singh eine Garnisonsstadt gewesen. Wie fast alle indischen Garnisonsstädte bestand es aus zwei Teilen, der Stadt und dem Cantonment.

Das Cantonment war der Teil, wo die Armee ihre Kasernen hatte, dort waren die Villen der Europäer und der europäisierten Inder, das Spital, eine britische Schule, verschiedene Freizeitinstallationen und natürlich der Nowshera Club. Es war direkt am Kabulfluß gelegen, etwa fünf Kilometer lang und anderthalb Kilometer breit. Wie auch viele andere permanente Militärlager waren die meisten Gebäude einfach und bescheiden, aber es gab auch einige mit etwas höheren Ansprüchen und das Ganze war durch die vielen, 1947 bereits alten Bäume, die überall zwischen den Gebäuden wuchsen, verschönert. Es war von einem Stacheldrahtzaun

umgeben. Da sowohl die Grand Trunk Road, wie auch die Eisenbahn durch das Cantonment liefen, gab es Tore an allen Straßen und an den Ein- und Ausfahrten der Eisenbahn. Diese waren meistens offen, konnten aber geschlossen werden.

Die Stadt war vom Cantonment durch einen Nalla, ein meist ausgetrocknetes Flußbett, getrennt. Die Stadt war eine normale indische Stadt, in die sich außer dem gelegentlichen weißen Beamten – von denen es ja nur verschwindend wenige gab – kaum je ein Europäer verirrt. Sie hatte eine Bevölkerung von 3 bis 4000, vielleicht ein Drittel Muslime und die restlichen zwei Drittel hauptsächlich Hindus und Sikhs. Dort befand sich der Basar und alles was mit Kommerz und Geschäft zu tun hatte.

Nauschira war ein sehr angenehmer Standort in den Wintermonaten, eine wahre Hölle jedoch im Sommer. Zu der Zeit, über die ich schreibe, war die Hitze schon etwas im abklingen.

Die Soldaten, wie sie lebten und lernten

Die Kohat Lines, wo das Regiment stationiert war, waren für Indien typische Kasernen. Sie waren in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen gebaut worden, waren also verhältnismäßig modern und sahen nicht schlechter aus als manche Kaserne in Europa. Unsere vier Baracken lagen in einem Viereck, die Länge Nord-Süd, die Breite Ost-West. An der Nordseite war die Begrenzung der Kohat Lines die Grand Trunk Road, die Hauptstraße, die von Delhi über Lahore, Rawalpindi und Attock nach Peschauer, über den Khyber Paß und schließlich nach Kabul führt. Auf der gegenüberliegenden Seite der Straße aber befanden sich die Offiziersquartiere und das Artillerie-Kasino. Mein Bungalow lag direkt gegenüber der Baracke meiner Batterie. Sie formten einen Teil des gesamten Lagers der Nowshera Brigade.

Im Prinzip sahen sie genau so aus, wie die der benachbarten Einheiten, aus denen sich die Nowshera Brigade zusammensetzte. Sie bestanden im wesentlichen aus vier riesigen Hallen, jeweils groß genug um die Mannschaft einer ganzen Batterie unterzubringen. Diese waren in jeweils drei Schlafsälen untergebracht. Außer den Schlafsälen beherbergten die Hallen, als „Barracks“ bekannt, Privaträume für die Unteroffiziere, die Schreibstube der Batterie, Kantinen und Freizeiträume, obwohl die letztgenannten nach heutigen Ideen etwas dürftig waren.

Zwischen den Bungalows der Batterien standen etliche kleinere Bauten und in einem von diesen war das Hauptquartier. Dieses beinhaltete in einem großen Eckzimmer das Büro des Regimentskommandanten, Colonel Ryan, den wir unter uns „the Old Man“, den Alten Herrn, nannten, obwohl er sicher die vierzig noch nicht erreicht hatte. Sein Büro hatte schöne große Fenster, aus denen er alles was vorging hätte sehen können, wären sie nicht samt und sonders mit Schränken und Regalen verstellt gewesen.

In einem europäischen Regiment kann man sich vorstellen, daß der Chef in seinem Büro nur solche Akten hat, die er für seine Amtsführung zur Zeit benötigt. Akten die sich auf die allgemeine Administration beziehen, sind dort in der Schreibstube zu finden. In der indischen Armee aber war das etwas anders. Man muß in Betracht ziehen, daß zu jener Zeit nur etwa ein Viertel der Bevölkerung lesen und schreiben konnte. Dieses Viertel war aber nicht gleichmäßig über die Bevölkerung verteilt. In vielen Städten, hauptsächlich in den kleineren Städten des

Südens, waren Analphabeten so gut wie unbekannt. Der Mittelstand und die begüterten Klassen waren in allen Teilen des Landes meist genau so gut geschult, wie das in Europa der Fall war. Das hieß dann aber natürlich, daß es weite Teile des Landes gab, wo die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben eine ausgesprochene Seltenheit war. Dies galt sehr stark für die ländlichen Gegenden des Nordens, also auch für die Vereinigten Provinzen und für die Zentralprovinz, woher sich die Armee zu einem beachtlichen Teil rekrutierte. Das Analphabetentum dieser Leute hatte nichts mit ihrem Intelligenzgrad zu tun. Sie hatten nur deswegen nicht lesen und schreiben gelernt, weil es keinen Schulzwang gab und man das dort für unnützes Zeug hielt und keinen Grund sah, den Kindern etwas beizubringen, das sie niemals brauchen würden.

Die Ahire aus der Zentralprovinz waren solche Leute. Aus ihnen rekrutierte sich das 8. Feldartillerieregiment. Unter den jungen Männern, die sich alle freiwillig gemeldet hatten, waren über 95% des Lesens nicht mächtig. Daher war es nicht verwunderlich, daß sich mit ihnen auf administrativem Gebiet wenig Staat machen ließ. Die ganz normalen Verwaltungsarbeiten, das Ausfüllen der Dienstkarten, das Lohnwesen, einfach alles was mit dem geschriebenen Wort zu tun hatte, fiel großenteils auf die Offiziere zurück. Sogar bei den Lohnzahlungen unterschrieben die Jewans kaum je. Sie setzten ihre Daumen auf ein Stempelkissen und signierten die Quittung für ihren Lohn mit einem Daumenabdruck. Es war unmöglich Verwaltungsaufgaben an solche Leute zu delegieren.

Bei der Arbeit mit diesen Leuten stellte sich jedoch oftmals heraus, daß das Lesen und Schreiben keineswegs einfacher zu erlernen ist, als die bei uns oftmals so gefürchtete Mathematik. In der Artillerie ist die Trigonometrie, die doch sicher überall zur höheren Mathematik gehört, eine unbedingt notwendige Disziplin. In vielen Fällen aber gelang es uns junge Männer, die als Analphabeten zu uns gekommen waren, so weit zu bringen, daß sie brauchbare, ja sogar gute, Beobachter und Kommando Assistenten wurden. Einen wirklich guten Administrator hervorzubringen gelang uns aber in meiner Erfahrung nie.

Iftikhar Khan und die Nowshera Brigade

Außer dem 8. Feldartillerieregiment lagen in Nauschira noch drei Infanterie Bataillone, Jats, First Punjab und Frontier Force. Sie und eine Schwadron Panzerwagen der Skinners Horse in Risalpur waren die Nowshera Brigade. Wir, das 8. Feldartillerieregiment gehörten nicht zur Brigade, waren aber dem Befehl des Brigadiers unterstellt. Wie die meisten Teile der indischen Infanterie waren die drei Bataillone multinationale Einheiten und von ihren zwölf Kompanien bestanden sieben aus Muslimen und fünf aus Hindus oder Sikhs.

Nach dem 15. August 1947 änderte sich in der Nowshera Brigade einiges. Dadurch, daß jeder Soldat das Land, dem er dienen wollte, selbst wählen durfte, hatten sich die drei Infanterieregimenter praktisch aufgelöst. Die Hindu und Sikh Kompanien der First Punjabis und der Frontier Force hatten die Stadt entweder schon verlassen oder waren im Begriff, das zu tun. Die muslimischen Kompanien der Jats hatten sich in Kompanien pakistanischer Regimenter verwandelt und waren ebenfalls abgezogen. Aus den zwölf Kompanien der drei Bataillone der Brigade waren also nur mehr fünf oder sechs übrig. Da diese aber auch fast alle ihrer Offiziere verloren und ebenso die Bataillons-Hauptquartiere Personal eingebüßt hatten, waren sie aus verlässlichen militärischen Einheiten zu ziemlich disorganisierten Haufen geworden. Es gelang

den vorhandenen VCOs zwar weiterhin, die Mannschaften antreten zu lassen und die von der Brigade angeordneten Wachen einzuteilen, aber über diese einfachen Aufgaben gingen ihre Fähigkeiten kaum hinaus.

Bis zur Zeit meiner Rückkunft aus Murree hatte es noch keine Gewaltakte gegeben. Die Wachen an den Eingängen des Cantonments wurden immer noch von den drei Infanterieregimentern gestellt. Der britische Brigadier hatte die Brigade seinem Nachfolger übergeben. Dieser aber, ein hochgewachsener Pathan namens Iftikhar Khan, war bis dahin ein tüchtiger Bataillonskommandeur gewesen und ein Absolvent der Militärakademie in Sandhurst und der Stabsakademie in Quetta.

Er war ein interessanter Mann. Als Brigadier wurde er natürlich der Präsident des Brigade-Kasinos. Ich war Mitglied des Artillerie-Kasinos, weswegen ich normalerweise kaum eine Gelegenheit gehabt hätte, ihn außerdienstlich kennen zu lernen. Er aber war ein Offizier der alten Schule, besuchte sofort alle Teile seines Verantwortungsbereichs und stattete auch uns einen frühen Besuch ab, obwohl wir von Rechts wegen gar nicht Teil seiner Brigade waren, sondern nur sozusagen Gäste in seinem Kommandobereich.

Er war in den frühen Dreissigerjahren der Armee beigetreten. Als Sohn eines Großgrundbesitzers und Stammeshäuptling der Afridi hatte er in einem Internat – so viel ich weiß, in Indien – eine sehr gute Erziehung genossen. Von dort ging er nach Sandhurst, der Militärakademie in Kent, wo die meisten Offiziere der britischen Infanterie und Kavallerie ihre Ausbildung erhielten.² Dann diente er in einem der Punjabi Regimenter der indischen Armee. Während des Krieges hatte er ein Bataillon befehligt und sich dabei hohe Verdienste erworben. Er war einer der wenigen muslimischen Offiziere, die zu jener Zeit bereits hohen Rang hielten und war deutlich dazu auserkoren, bald weiter zu avancieren.

In seiner Einstellung schien er fast vollkommen europäisch zu sein. Mit den ganzen verzopften Regeln des Mohammedanismus, wie auch denen der anderen indischen Bevölkerungsgruppen, wollte er nicht nur nichts zu tun haben, er wollte sie so schnell wie möglich ausmerzen. Die Pathanen sind ein Volk, das viel auf Ehre, Treue und kriegerische Tugenden setzt. Das akzeptierte er voll und ganz und er akzeptierte auch solche religiöse Regeln, die es ihm erlaubten, sein Leben wie das eines Gentleman zu gestalten. Er lebte auch als solcher und hatte mit seinen Stammesbrüdern nicht viel mehr als die Sprache gemeinsam. Er war etwa 1,90 Meter groß und von der Hautfarbe her hätte er durchaus ein Europäer sein können, denn er war kein bisschen dunkler als so mancher. Nur seine große Hakennase und buschigen Augenbrauen hätte man als Merkmal seiner Herkunft interpretieren können.

Auch seine Frau, bekannt als die Begum Iftikhar Khan, war eine interessante Persönlichkeit. Wie er kam sie aus bester Familie und hatte als junges Mädchen Roedean, die damals führende Mädchenschule in England besucht. Sie teilte die Ansichten ihres Mannes vollkommen und, obwohl sie immer die Tracht der muslimischen Frauen trug –allerdings ohne Schleier – so war sie bestrebt wie keine andere, die mir jemals begegnete, die muslimischen Frauen aus ihrer herkömmlichen Rolle heraus und in das Leben hineinzudrängen.

² Die Artillerieschule war in Woolwich.

Das Militärhospital

Das Militärhospital, umgeben von zwei dichten Stacheldraht-Verhauen, lag zwischen den beiden Eingängen zum Cantonment aus Richtung der Stadt. Ein einstöckiger Bau, großzügig angelegt, den ich im August 1947 von innen her kennen lernen mußte. Dorthin brachte man mich, als ich am 3. August einen Hitzschlag erlitten hatte.

Dieses Spital hatte einen Stab von mehreren Ärzten, die alle Offiziersuniform trugen und einem Arzt im Range eines Obersten unterstanden. Zu jener Zeit waren alle Inder, der letzte Europäer war schon Jahre vorher nach Europa zurückgekehrt. Die fachliche Ausbildung der Ärzte war hervorragend. Natürlich waren sie alle an indischen Universitäten ausgebildet worden, aber der Standard der Ausbildung war auch damals schon sehr hoch, dem mancher europäischer Universität in nichts nachstehend. Man konnte ihnen damals schon das gleiche Vertrauen entgegenbringen, wie jedem europäischen Arzt und oftmals waren sie auch besser. Zugleich aber muß man immer wieder darauf hinweisen, daß die große Mehrheit – vielleicht auch alle – dem Hindu Mittelstand entsprungen waren, so wie die Banyas, so wie die Mehrzahl der Anwälte, so wie das Gros der Offiziere.

Assistiert wurden die Ärzte von Pflegerinnen, die in einem Hilfskorps, ähnlich den British Aid Detachments, organisiert waren. Sie trugen die gleiche Uniform, wie die VADs, hatten das gleiche gelernt und waren im allgemeinen genau so tüchtig und verlässlich. Der Unterschied war lediglich, daß die einen in Indien, die andern im Vereinigten Königreich angeworben worden waren. Aber während bei allen höheren Berufen, die von indischen Männern ausgeübt wurden, die Hindus das größte Kontingent stellten, waren die Pflegerinnen fast ausschließlich sogenannte Anglo-Indians, Nachkommen aus Verbindungen zwischen Weißen und Eingeborenen.

Trotzdem aber war die Beschreibung „Anglo-Indians“ meistens nicht völlig gerechtfertigt, gibt sie doch den Eindruck, es handele sich um die Nachkommen aus Verbindungen zwischen Engländern und Inderinnen. Das galt aber nur für einige und wahrscheinlich nicht für allzuviele. Der größte Teil stammte aus den ehemaligen portugiesischen Kolonien in Indien und hier wiederum hauptsächlich aus Goa, so daß die nur selten gebrauchte Bezeichnung „Goanesen“ für die meisten Familien richtiger gewesen wäre. Die Einstellung der Engländer gegenüber der Rassenvermischung war, wie überall bekannt, im Allgemeinen ablehnend. Die Briten waren eigentlich erst etwa 250 Jahre früher nach Indien gekommen. Während die ersten Kaufleute, die sich in Indien ansiedelten, zweifellos eingeborene Mätressen hielten und mit ihnen Kinder zeugten, brachten Offiziere schon in frühen Zeiten ihre Gattinen mit und bald taten auch Zivilisten das Gleiche. Die britischen Soldaten wurden in strenger Zucht gehalten und die Furcht vor Ansteckungen grassierte unter ihnen auch schon vor vielen Jahren. Außerdem muß man bedenken, daß die britische Bevölkerung Indiens während der ganzen Dauer der britischen Raj immer nur ein verschwindend kleiner Teil der Bevölkerung war.

Die Portugiesen dagegen hatten keine Bedenken. Auch waren sie schon viel länger in Indien und in den portugiesischen Enklaven war der Anteil der weißen Bevölkerung viel größer. Darüber hinaus förderten die Portugiesen sogar von Amts wegen die Rassenvermischung, wie auch ihre ganze Einstellung den Einheimischen gegenüber ganz anders war, als die der Briten. Sie waren viel eher gewillt, die Einheimischen und die Weißen gleich zu behandeln, nur hieß das eher gleich schlecht, als gleich gut. Das Resultat war jedoch, daß der Anteil der reinrassigen

Bewohner, ob weiß oder indisch, in Goa und den anderen portugiesisch-indischen Kolonien bedeutend kleiner war, als in britisch Indien. Dies führte wiederum dazu, daß in Indien insgesamt unter den Menschen gemischter Rasse, der portugiesische Anteil auf der weissen Seite den britischen weit übertraf.

Durch das Kastensystem, dessen Einfluß auch die Inder, die keine Hindus waren, sehr stark beeinflusste, wurden die Anglo-Indians in gewisse Berufe gedrängt, die von den Hindus und Sikhs nicht angestrebt und für die Mehrzahl der Muslime nicht geeignet waren. So rekrutierten sich zum Beispiel die Eisenbahner, besonders aber die Lokomotivführer fast ausschließlich aus den Reihen der Anglo-Indians, aber auch viele andere Beschäftigungen, die man eventuell als kleinbürgerlich beschreiben könnte, fielen ihnen zu. Aber ihre Frauen waren die Pflegerinnen Indiens. So viel ich weiß, gab es keine anderen. Für die Hindu-Frauen war diese Arbeit zu schmutzig. Mit fremden Exkrementen in Verbindung zu kommen, bedeutet ja für Hindus, ob männlich oder weiblich, den sofortigen Kastenverlust. Für Musliminnen dagegen war die Arbeit zu sehr der Öffentlichkeit ausgesetzt. Also war Pflegerin überall gleich Anglo-Inderin und das natürlich auch in Nauschira.

Nachschriften:

Nicht weit von Tora Bora

20/12/01

NICHT WEIT VON TORA BORA (Herbst 2001)

von Peter Leighton-Langer

In letzter Zeit wird viel über die deutsch-afghanischen Verbindungen geschrieben, die durch die deutschen Bemühungen, über Afghanistan in den beiden Weltkriegen Zugang zum damals britischen Indien zu bekommen, entstanden sind. Was aber bis jetzt gänzlich unbekannt zu sein scheint, ist daß Deutsche, und Österreicher, auch an den britisch-indischen Maßnahmen beteiligt waren, diese deutschen Vorhaben zu vereiteln.

Ich schreibe aus eigener Erfahrung. Ich bin gebürtiger Wiener, bin nach dem Anschluß 1938 nach England emigriert und habe von 1941 bis 1947 bei den Briten gedient. Im Laufe dieses Dienstes kam ich Anfang 1945 nach Indien und wurde dort nach einiger Zeit Kommandant des sogenannten Waziristan Frontier Post der indischen mittelschweren Artillerie. In dieser Eigenschaft hatte ich vier 5,5 Zoll Haubitzen, die von 96 Radschput-Indern bedient wurden, unter meinem Kommando. Diese Geschütze, die 50 Kilo-Geschoße mit üblicher Genauigkeit bis zu 17 Kilometer weit befördern konnten, waren zu jener Zeit die schwersten Waffen überhaupt zwischen dem Indus im Osten und der türkisch-persischen Grenze im Westen und ich denke, man darf es nicht für gänzlich selbstverständlich ansehen, daß die taktische Kontrolle über diese Waffen, mir, der ich damals noch ganz offiziell österreichischer Staatsbürger und somit für England Feindausländer war, anvertraut wurde.

Unser Standort war Razmak, zu jener Zeit die größte Garnison im britischen Weltreich. Razmak lag genau an der Grenze zwischen den Stammesgebieten der Waziri– im Norden und der Mahsud-Pathanen (heute sagt man Paschtunen) im Süden. Die enorme Ansammlung britisch-indischer Macht – sechs Infanterie Bataillone, ein Gebirgsartillerie Regiment, eine Schwadron Panzerwagen und meine Geschütze – war dazu gedacht, die beiden, recht kriegerisch gestimmten Stämme in Schach zu halten. Dabei waren die Waziri etwas weniger gefährlich, denn im Allgemeinen hielten sie sich an Verträge und ihr Ehrenkodex hielt sie davon ab, sich ohne Warnung einzelner Repräsentanten des indischen Staates zu bemächtigen, um sie gegen Lösegeld wieder frei zu lassen. Bei den Mahsuds war das nicht der Fall, weswegen sich der Zugang nach Razmak auf die Straße von Bannu über Miranschah, Damdil und Gardai beschränkte, während die Straße über Wana im Süden, obwohl die kürzere, niemals benützt wurde. Die Anfahrt nach Razmak macht übrigens bei Miranschah einen Knick nach Süden. Wenn man dort geradeaus weiterfährt, statt abzubiegen, kommt man nach Paratschinar und das ist direkt an der Grenze, wo der nächste Ort in Afghanistan Tora Bora ist.

Razmak, das in den frühen Zwanzigern besetzt worden war, ist heute auf keiner Landkarte zu finden, denn der ganze Ort wurde einige Zeit nach dem Rückzug der Engländer aus Indien von der pakistanischen Armee aufgegeben. Obwohl dort neben den von einem Stacheldrahtverhau umgebenen Barracken der Armee und einem kleinen Basar auch ein durchaus brauchbarer Flugplatz existierte, scheinen die Stämme nichts damit gemacht haben, was dazu führen könnte, daß der Ort auf modernen Landkarten eingezeichnet wäre.

Die Aufgabe der im Grenzgebiet stationierten britisch-indischen Truppen war in Friedenszeiten die Kontrolle der Einheimischen gewesen. Wie auch heute noch war das ganze Gebiet östlich der indo-afghanischen Grenze, der sogenannten Curzon Linie, und der Grenze des von der

Provinzialregierung verwalteten Gebiets von Pathanen bewohnt, die aus dem zur meisten Zeit völlig ausgetrockneten, sterilen Boden bei weitem nicht genug herauschinden konnten, um sich zu ernähren. Sie hatten sich daher schon in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts darauf verlegt, häufige Raubzüge in die Niederungen des Indus-Tales zu veranstalten, von deren Beute sie lebten. Verständlicherweise widersprach das den Bestrebungen der britischen Kolonialregierung, die sich jedoch der Gefahren der Verfolgung dieser Räuberbanden in ihre Berge sehr bewußt war. Im Laufe der Zeit wurde daher das folgende System entwickelt: Gegen das Versprechen, sich friedfertig zu verhalten, wurde den Stämmen eine recht freizügige finanzielle Unterstützung gezahlt. Davon konnten sie alles, was sie unbedingt brauchten, käuflich erwerben und waren somit nicht gezwungen ihre Raubzüge fortzusetzen. Um aber sicher zu stellen, daß sie das wirklich auch tun würden, wurden im ganzen Grenzgebiet Garnisonen etabliert, deren Aufgabe es war, die Macht der Regierung zu demonstrieren und, wenn nötig, auch örtlich Bedingungen zu schaffen, unter denen eventuelle Räuber gefangen und bestraft werden konnten. Über die Hälfte der ganzen indischen Armee war dort für diese Aufgabe permanent konzentriert.

Im Krieg kam die zusätzliche Aufgabe dazu, die Grenze zu Afghanistan gegen von Deutschen angestiftete Infiltration zu schützen. Auch da behalf man sich mit Geld. Durch zielgerichtete Zahlungen wurde ein Netz von Informanten in der ganzen Region aufgestellt, was umso einfacher war, als die meisten Pathanen lieber ihr Besitztum mehrten, als sich mit nationalistischen oder patriotischen Gefühlen abzugeben. Diese Leute berichteten an die Khassadars, eine Art bewaffneter aber nicht uniformierter Gendarmerie und hinter denen wieder stand das Militär.

Natürlich gab es immer einige Leute, die nicht käuflich waren, aber das waren seltene Vögel. In den zwei Jahren, in denen ich dort war, waren wir stark mit dem Fakir von Ipi beschäftigt. Das war ein wazirischer Rebell, der sich mit einigen Mitverschworenen nach der Niederschlagung des Aufstandes von 1937 in das Gebiet zwischen Miranschah und Paratschinar zurückgezogen hatte. Dort war anscheinend irgendwo in den Bergen eine geheime Waffenschmiede, in der seine Waffen hergestellt wurden. Unter diesen war auch eine 3,7 Zoll Gebirgshaubitze, mit der er in der Gegend herumzog und des Abends, immer von Westen her, also aus der untergehenden Sonne kommend, auf britisch-indische Militärposten schoß. Bei einer dieser Gelegenheiten muß er sich aber verkalkuliert haben, denn als er eines Abends Gardai beschoß, tat er dies aus einer Position heraus, die weniger als 17 Kilometer (unsere maximale Schußweite) von Razmak entfernt war und so konnten wir auch ihn unter Beschuß nehmen. Sehr bald nachdem wir damit angefangen hatten, stellte er das Feuer ein. Berichten unserer Vertrauenspersonen zufolge, war sein Geschütz mit großem Getöse in die Luft geflogen. Wahrscheinlich hatte er einen Rohrkrepierer, oder irgendetwas anderes hat bei seiner Mannschaft, die nicht daran gewöhnt war, selbst beschossen zu werden, dazu geführt, daß etwas schief ging. Wir aber erklärten, wir hätten das Ding direkt getroffen, obwohl mir das bei der enormen Entfernung und der miserablen Qualität unserer Beobachter – Infanteristen aus Gardai – mehr als unwahrscheinlich erscheint. Es hat uns aber niemand widersprochen und so wurde dieser sogenannte Treffer als ganz großer Erfolg gewertet. Allerdings hielt das den Fakir nicht davon ab, weiter Unfug zu machen, nunmehr aber ohne Artillerie.

Ich war aber bei weitem nicht der einzige Offizier deutschen oder österreichischen Ursprungs, der zu jener Zeit dort war. In Razmak waren wir sogar zu dritt. Da meine Batterie nur drei

Offiziere hatte, nannten wir das Casino des 29. indischen Gebirgsartillerie Regiments unser Heim. Bei jenem Regiment aber war Leutnant Adler der-Nachrichten Offizier. So weit ich mich erinnern kann, kam er aus Düsseldorf. Er war Jude und war schon einige Zeit vor dem Krieg nach England ausgewandert. Ein paar Jahre älter als ich, war er 1940 der britischen Armee beigetreten und 1943 zur Artillerie gekommen. Dann hatte man ihn, der wegen seiner hohen Intelligenz ganz klar zum Offizier auserkoren war, nach Indien geschickt, wo er dann die Kadettenanstalt in Deolali bei Bombay besucht hatte. Nachdem er sein Patent erhalten hatte, schickte man ihn gleich zu den 29ern, die zu der Zeit noch in Birma waren. Er kam gerade noch rechtzeitig dorthin um an den letzten Gefechten mit den Japanern bei Imphal teilzunehmen. Danach war er, so wie der Rest des Regiments, sehr erfreut darüber, daß er an die doch etwas angenehmere Nordwestgrenze kommen konnte. Ganz besonders erfreute ihn dabei, daß er in Razmak jeden Abend ein Bad, wenn auch nur in einem blechernen Bottich, nehmen konnte, ein Vergnügen, das ihm die verdammten Japaner, wie er sagte, monatelang verwehrt hatten.

Der Dritte in unserem Bunde war noch ein Wiener, der seinen Namen auf Peter Maxwell geändert hatte. Er und ich hatten sogar die selbe Schule, das Elisabethgymnasium, besucht, aber da er ein Jahr der Ältere war, hatten wir einander dort nicht gekannt. Er war Adjutant des 14. Bataillons des 20. Baluch Regiments, in dem außer ihm und dem Chef, einem Oberstleutnant, alle Offiziere bereits Inder waren.

Daß wir miteinander bekannt wurden, war eigentlich das Resultat eines merkwürdigen Zufalls. 1946 war ja Nehru bereits Ministerpräsident von ganz Indien. Um den Abfall Pakistans zu verhindern, suchte er die Unterstützung der Pathanen und da viele von diesen eher mit der Congresspartei liebäugelten, als mit Jinnahs Muslim-Liga, schien dies gar nicht so aussichtslos. Jedenfalls, er berief eine Jirga ein, die natürlich in Razmak stattfand, denn dort war genug Militär um dem Vorhaben Schutz zu gewähren und da es da auch einen Flugplatz gab, konnte er bequem morgens hin und am Abend wieder zurückgefliegen werden. Natürlich wurde Alles getan, um unangenehme Zwischenfälle zu verhindern und so wurden die 14. Baluchis in aller Herrgotts Früh auf den Green Dome gehetzt, auf den Hausberg von Razmak, von dem man den ganzen Ort und besonders den Flugplatz wunderbar beschießen konnte. Das wollten wir nun gerade an jenem Tag nicht dulden, weswegen auch meine vier Geschütze in Bereitschaft gebracht wurden und ich als Beobachter mit den Baluchis mitging. Natürlich passierte nichts und als sich am Abend das Bataillon wieder zurückzog, marschierte ich zuerst mit dem Kommandanten, am Ende aber mit seiner Kommandogruppe. Die bestand aus dem Adjutanten, seinem indischen Nachrichtenoffizier und zwei persischen Offizieren, die als Gäste angegliedert waren. Wir Alle konnten Englisch, aber der Nachrichtenoffizier, ein gebildeter Mann, und die beiden Perser zogen es vor sich auf Farsi zu unterhalten, was weder der Adjutant noch ich verstanden. "Kannst Du außer Englisch vielleicht noch eine andere Sprache, damit die uns auch nicht verstehen?" fragte er mich. Natürlich sagte ich ja, ich könne Deutsch. "Gut, ich auch" sagte er und danach konnten die uns auch nicht verstehen. Dann stellte sich heraus, daß er und ich die selbe Schule in Wien besucht hatten.

Wir drei waren aber die einzigen nur in Razmak. Außer uns gab es noch eine ganze Menge anderer, die als Flüchtlinge von den Nazis nach England gekommen, dort den Streitkräften beigetreten und schließlich an die indische Nordwestgrenze geschickt worden waren. Besonders in der Artillerie waren etliche, denn der damalige Chef der Artillerie Lord Milne hatte nicht allzu viel Vertrauen zu uns, weswegen er es für besser hielt, uns in Indien gegen die Japaner und nicht

im Westen gegen die Deutschen einzusetzen. Auch bei den Medizinern waren etliche, die an der afghanischen Grenze dienten, aber die waren meistens nicht aus England nach Indien geschickt worden, die waren direkt von Deutschland nach Indien emigriert und hatten sich nach Kriegsausbruch dort zu den Streitkräften gemeldet. Deswegen aber waren sie ranghöher als wir drei in Razmak. Die Ärzte waren selten weniger als Major und einige waren sogar Oberstleutnants, während wir ja, nur zwei Hauptleute und ein Leutnant waren. Ich weiß auch von einem, der mit einem britischen Panzerregiment bis zum Khyber Paß kam.

Ich kam erst Ende 1947, mehr als drei Monate nachdem Pakistan etabliert worden war, nach England zurück und wurde dort von der Armee entlassen. Ich war während meiner ganzen Dienstzeit österreichischer bzw. deutscher Staatsangehöriger.

20/9/01

Nachdem die Media seit Tagen über nichts anderes berichten als, was in New York geschehen ist und wie die USA darauf reagieren, ist es an der Zeit darüber im Lichte der Wirklichkeit nachzudenken. Es ist zwar bei Leibe noch nicht Alles bekannt, aber wir kennen die Fakten bereits so weit, daß man sich ein ungefähres Bild davon machen kann, was geschehen ist, wieso es geschehen ist und wie sich das Geschehen zu dem, was man an Erfahrungen gesammelt hat, verhalten könnte.

Zum ersten, was ist geschehen? Es scheint, daß eine Gruppe von Leuten, insgesamt anscheinend nicht mehr als zwanzig, wahrscheinlich weniger, vier Linienflugzeuge auf Flügen zwischen der Ost- und der Westküste der USA mehr oder weniger gleichzeitig gekapert und entführt haben. Um diese Entführungen auszuführen, waren sie bewaffnet, aber – anscheinend – nicht mit Schußwaffen und auch nicht mit Bomben, sondern ganz einfach mit Messern. Mit diesen Messern bedrohten sie die Passagiere und Besatzungen und diese reagierten zuerst in ähnlicher Weise, wie das schon in der Vergangenheit bei anderen Entführungen der Fall gewesen ist, in anderen Worten, sie gaben klein bei, sagten sich, sie hätten Pech gehabt, aber wie in vergangenen, ähnlichen Fällen, sie würden das schon überleben, man würde sie, wenn die Forderungen der Entführer gehört, besprochen und durchgekauft worden seien, aus dieser doch äußerst unangenehmen Situation herausholen, wobei jedermann bedacht sein würde, mit Menschenleben – also mit ihren Leben – so sparsam wie möglich umzugehen. Daß sie es mit Entführern zu tun hätten, die sich um ihr eigenes Leben überhaupt nicht scheren könnten, die sogar darauf aus waren, sich zum Heile ihrer Seele in einer glorreichen Flamme umzubringen, diese Idee kam ihnen sicher nicht in den Sinn.

Es ist durchaus wahrscheinlich, daß in den beiden Flugzeugen die als erste in die beiden Türme des World Trade Centre rasten, diese Idee, daß die Entführer nichts anderes im Sinn hatten als eben die Selbstzerstörung, den Passagieren und der Besatzung bis zu den letzten Augenblicken nicht klar wurden.

Ob das auch bei der Maschine, die ins Pentagon stürzte, so war, kann man jetzt noch nicht sagen. Es mag sein, daß in diesem Falle das Wissen um ihr Schicksal den Entführten schon kurz vor dem Zusammenprall klar geworden war und daß die Abweichung vom Kurs auf das Weiße Haus durch Kämpfe innerhalb des Flugzeugs zu erklären ist.

Allerdings muß man sagen, daß die Alternative, der Absturz auf das Pentagon, im Sinne der Entführer auch nicht schlecht gewählt war. Es könnte also sehr wohl so sein, daß der Anflug gegen das Weiße Haus von Anfang an eine Finte war, um das Pentagon, das man vielleicht besser verteidigt glaubte, als es der Fall war, um so sicherer treffen zu können. Daß also auch die Insassen dieses Flugzeugs bis zum letzten Moment nichts von ihrem ihnen bevorstehenden Schicksal wußten, ist durchaus möglich.

Daß die Insassen des Fluges, von dem man annimmt, daß er auf Camp David gerichtet war, in der selben Lage waren, wie die der anderen Flüge, erscheint unwahrscheinlich. Wenn dieses Flugzeug nicht von US-Streitkräften abgeschossen worden sein sollte – eine Möglichkeit, die man noch immer nicht ausschließen kann – so wird es wohl so gewesen sein, daß Passagiere und Besatzung über ihre Mobiltelefone von den Geschehnissen mit bezug auf die anderen entführten

Maschinen unterrichtet waren, daß sie versuchten sich zu wehren und daß in den darauf folgenden Handgemengen ihre eigene Maschine zum Absturz kam. Sollte das der Fall gewesen sein, so müßte man der Erinnerung dieser Menschen die allerhöchste Hochachtung entgegenbringen, denn, wenn auch im Angesicht des eigenen Todes, sie waren genau so wenig von dieser Möglichkeit beeindruckt wie ihre Entführer und gingen gegen sie mit Todesverachtung vor.

Was die drei Flüge, die auf das World Trade Centre und das Pentagon gerichtet waren, betrifft, so waren sie im Sinne der Entführer zum größten Teil erfolgreich. Es wird wohl kaum viele Beispiele geben, wobei man mit einigen Messern bewaffnet, Tausende von Menschen umbringen, zwei der höchsten Gebäude der Welt zum Einsturz veranlassen und das Kriegsministerium der ersten Supermacht der Welt schwer beschädigen konnte. Daß dies jedoch einer hervorragenden Logistik, einer großen Masse von Hintermännern oder immenser finanzieller Mittel bedurft habe, wie ununterbrochen behauptet wird, ist völlig unrichtig. Selbstverständlich ist das alles nicht ohne einen gemeinsamen Plan, ohne einen intelligenten Führer und ohne Geld geschehen, aber daß die dafür nötigen Mittel außerhalb des Vorstellbaren sein könnten, das anzunehmen, ist nicht notwendig.

Was man dazu braucht, sind in erster Linie Menschen, die bereit sind für ihre Idee zu sterben, Menschen, deren Motive so stark sind, daß der eigene Überlebenswunsch ausgeschaltet wird. Im Laufe jedes Krieges bis heute hat es immer wieder solche Menschen gegeben und viele von ihnen sind mit den höchsten Tapferkeitsorden geehrt worden. Deutsche Sturmtruppen und britische Commandos wurden eigens dafür trainiert und dieses Training hat sich in vielen Situationen tausendmal bewährt. Daß es unter den Palästinensern der Hamas und manchen andern Gruppen, die aus in ihren eigenen Augen unterprivilegierten und benachteiligten Völkern stammen, solche Menschen gibt, sollte niemand wundern. Sie brauchen nur einen Führer, der ihre Aktionen koordiniert und dann ist ihrer Einbildungskraft freier Lauf gegeben, dann werden sie zu dem, was wir in diesem Fall erlebt haben.

Die nächste Gegebenheit, die dazu geführt hat, den Einsatz dieser Leute in dieser Form zu ermöglichen, ist die Tatsache, daß seit etlichen Jahren so viele Flugzeugentführungen doch verhältnismäßig glimpflich ausgegangen sind. Es ist zwar niemandem zu wünschen, in einer solchen Entführung bei den Opfern zu sein, aber es ist sicher kein unerheblicher Faktor, daß es in der großen Mehrzahl von Fällen gelungen ist, die entführten Menschen aus ihrer mißlichen Lage zu befreien. In Rußland hat es in der Tat den einen oder anderen Fall gegeben, in dem etliche Menschen zu Tod gekommen sind, aber im großen und ganzen kann man wohl sagen, unsere Erfahrung geht dahin, daß es meistens gut ausgeht. Die Bedrohung wird daher nicht ernst genug genommen. Vier Entführungen, alle zur gleichen Zeit, sollten allerdings die Alarmglocken zum Läuten bringen, doch daß es so weit kommen würde, wie diesmal, wird wohl den für die Sicherheit verantwortlichen erst dann aufgegangen sein, als es schon zu spät war.

Die dritte Gegebenheit, die das Geschehen ermöglicht hat, ist aber vielleicht die gefährlichste von allen und das ist das Sicherheitsgefühl der Amerikaner. Man muß bedenken, daß die Vereinigten Staaten, obwohl sie in viele Kriege verwickelt waren, seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts keinen Krieg auf ihrem Boden erlebt haben. Das sind jetzt fast anderthalb Jahrhunderte und das ist eine lange Zeit. Es ist also ganz normal, daß man sich in den USA sicher gefühlt hat – absolut sicher. Es hat in den Staaten Naturkatastrophen großen Ausmaßes gegeben,

es gibt dort viel Gewalt auf der persönlichen Ebene, aber daß Gebäude zerstört werden könnten, ohne daß man dies durch Abrißmaßnahmen herbeibringt, daß Städte durch Angriffe von außen zerstört werden, daß kennt man nur vom Hörensagen und nicht, wie in Europa und Asien, aus in den Menschen verankerter Erfahrung.

Dieses Sicherheitsgefühl hat zu zwei Folgen geführt. Zum einen hat man zu Zwecken der besseren finanziellen Nutzung von beschränkt vorhandenem Boden Gebäude aufgeführt, die vom Standpunkt der Sicherheit ihrer Bewohner völlig unverantwortlich sind, und zum anderen haben die Amerikaner eine mehr als panikartige Angst vor einer Verletzung ihrer Unversehrtheit, der sie jedoch keine rationalen Überlegungen zu ihrer Abwehr entgegensetzen können. Die Verletzung die jetzt stattgefunden hat wird deswegen überbewertet.

Wie komme ich dazu angesichts von Tausenden von Toten von einer Überbewertung zu schreiben? Nun, es gibt anscheinend etwa sechstausend Vermißte und das heißt, daß mit großer Wahrscheinlichkeit noch einmal so viele wirklich umgekommen sind. Auch die Anzahl der Verletzten ist sicher sehr groß. Vielleicht hat es 20.000 Opfer gegeben. Das ist furchtbar. Aber verglichen mit der Anzahl von Menschen, die in der Stadt New York, auf ein paar Dutzend Quadratkilometern leben, ist das doch nicht so viel. Wenn man an Dresden denkt, wo 1945 in einer Nacht vielleicht ein Fünftel der in der Stadt vorhandenen Menschen getötet wurden, mit Magdeburg, dessen Bevölkerung im 30-jährigen Krieg von den Truppen Wallensteins fast komplett umgebracht wurde oder mit dem, was Tamerlan am Anfang des 2. Jahrtausends in vielen von ihm eroberten Städten getan hat, so ist das nicht mehr als ein äußerst bedauerlicher Zwischenfall.

Auch der materielle Schaden ist mehr auffällig als einzigartig. Der Bau der zerstörten Gebäude ist überall mit normalen, finanziellen Mitteln erfolgt, der durch ihre Zerstörung entstandene Schaden ist bedeutend geringer, als der veranlaßt durch jeden ausgewachsenen tropischen Sturm, von dem eine der großen Städte des amerikanischen Südens erfaßt worden ist.

Der wichtigste Punkt aber ist, daß es sich hier ganz offensichtlich nicht um eine Kriegshandlung eines Staates handelt, sondern um einen Terrorakt einer kleinen Gruppe. Dies geht schon aus der Auswahl der zur Zerstörung gewählten Objekte hervor. Sie sind nicht dazu ausersehen gewesen, die Verteidigungsfähigkeit der USA zu schwächen. Sie haben keine industrielle und abgesehen vom Pentagon, keine militärische Bedeutung. Alle Objekte sind fast ausschließlich prestigeträchtig und ihr Verlust führt zu keiner Minderung der amerikanischen Machtposition. Sie wurden gewählt, um es den Amerikanern heimzuzahlen, was immer man ihnen heimzahlen will, und nicht um sie ihrer Führungsposition zu berauben.

Man wollte Entsetzen verbreiten, man wollte zeigen, was mit beschränkten Mitteln gegen die USA erreicht werden kann, man wollte ganz bewußt einen Heldentod sterben und damit so viele Amerikaner wie möglich mit in den Tod reißen. Das ist gelungen und es wird uns lange in Erinnerung bleiben.

Es sollte dazu führen, daß man intelligentere Maßnahmen gegen eine Wiederholung solcher Taten nehmen wird, als bisher geschehen, und daß es nicht noch einmal passieren können wird.

Eine für die Welt gefährliche Situation wird sich aber nur dann ergeben, wenn die Hysterie, die

jetzt allerorts um sich zu greifen scheint, die Überhand gewinnt und militärische Schläge in alle Richtungen ausgeteilt werden, die nur zu unvorhersehbaren Folgen führen können. Eine solche Situation könnte herbei geführt werden, wenn Afghanistan, von dem man annimmt, dass es den Urheber des Terrors beherbergt, ohne große Vorbereitungen und mit inadäquaten Mitteln angegriffen werden sollte. Die Afghanen haben drei Kriege gegen England gewonnen und in letzter Zeit auch die Russen erfolgreich aus ihrem Land hinausgeschmissen. Sie werden sich gegen massive amerikanische Angriffe kaum verteidigen, aber sie werden eine Guerilla bilden, im Vergleich mit welcher die der Spanier gegen Napoleon eine nette Zusammenkunft war.

* * *

Vgl. auch:

Peter Leighton-Langer. Austrian who fought in the British Army during the war, later writing about other enemy aliens in the British Forces. In: The Times. London. 13 June 2007.

Ralph Amelan: All the kings (refugee) men. In: Jerusalem Post. [Datum nicht bekannt].

Peter Leighton Langer: The King's Own Loyal Enemy Aliens; German and Austrian Refugees in Britain's Armed Forces, 1939-45. Vallentine Mitchell.